

Vom Wert der Nachhaltigkeit

Traditionen und Visionen einer Leitidee

Ulrich Grober



Schriftenreihe

NACHHALTIGKEIT

Hessische Landeszentrale
für politische Bildung



Vom Wert der Nachhaltigkeit – Traditionen und Visionen einer Leitidee

Autor:

Ulrich Grober, Journalist und Buchautor auf den Themenfeldern Ökologie und Nachhaltigkeit

Die Veröffentlichung stellt keine Meinungsäußerung der HLZ dar. Für die inhaltlichen Aussagen tragen die Autoren die Verantwortung.

In dieser Schriftenreihe werden für die politische Bildungsarbeit relevante Aspekte zum Thema Nachhaltigkeit aufgegriffen, kontroverse Debatten dargestellt sowie aktuelle Streitfragen für eine breite Öffentlichkeit zugänglich gemacht.

Impressum:

*Eine Veröffentlichung der
Hessischen Landeszentrale für politische Bildung,
Taunusstraße 4–6, 65183 Wiesbaden.
www.hlz.hessen.de*

Herausgeber: Jürgen Kerwer, Angelika Röming

Redaktion: Daniel Baumgärtner

Gestaltung: .lichtl Ethics & Brands GmbH

*Druck: LAUCK – Druckprodukte & mehr,
Flörsheim am Main*

Auflage: 4.000

ISBN: 978-3-943192-41-4

ISSN: 2364-1274

Wiesbaden 2017



Vom Wert der Nachhaltigkeit

Traditionen und Visionen einer Leitidee
Ulrich Grober

1	KOPF HOCH! AUFRECHT GEHEN!	3
2	„... EINE ANGEBORENE FÄHIGKEIT“	9
3	„LAUDATO SI“ – GELOBT SEIST DU!	16
4	„DIE ZEIT IST AUS DEN FUGEN“	22
5	„DER EWIGE WALD“	26
6	„DER SCHÖNSTE STERN AM FIRMAMENT“	35
7	UND JETZT? KLEINES PLÄDOYER FÜR EIN GELASSENERES ZUKUNFTSDENKEN	46

Kopf hoch! Aufrecht gehen!

1

1. EINE EINLEITUNG
2. DIE GROSSE BESCHLEUNIGUNG
3. NEUE ETHISCHE ENTWÜRFE

1.1 Eine Einleitung

Kopf hoch! Aufrecht gehen! Beide Ausdrücke aus der Umgangssprache sind vielen von uns von Kindesbeinen an vertraut. Sie spendeten Trost und Aufmunterung. Sie dienten als Trost und weiser Rat, wenn die Situation ausweglos schien: Bei Niederlagen in den Spielen und Wettbewerben der Kindheit, bei Schulversagen und erstem Liebeskummer. Wieder aufstehen und weitermachen! Bangemachen gilt nicht. Dranbleiben an dem, was du wirklich willst. Dir selbst treu bleiben. Deinem Traum folgen. Haltung bewahren. Der aufrechte Gang wurde zum Leitbild für die Einübung des richtigen Lebens.

Warum ist diese Metaphorik so ungemein anschaulich? Zum einen, weil jedes Kind die Entwicklung von einem liegenden und krabbelnden zu einem aufrecht stehenden und gehenden Wesen selbst durchlebt hat. Unterschwellig scheint die Erinnerung an diese Anstrengung und Leistung bei uns allen noch da zu sein. Die Einübung des aufrechten Gangs und der annähernd gleichzeitige Spracherwerb gehören mit zu den größten Leistungen unseres gesamten Lebens. Die Erinnerung daran wird in einer späteren Lebensphase für viele noch einmal aufgefrischt. Junge Eltern erleben die ersten Gehversuche und die ersten gelingenden Schritte ihres Kindes als Momente von Glück und Stolz. Doch es geht um noch mehr als um die frühkindliche Entwicklung. Die Redeweise vom „erhobenen Haupt“ und „aufrechten Gang“ erzählt von einem Urerlebnis aus der Morgenröte der Evolution von Homo erectus. Diese Metaphorik ist ein bedeutsames und kollektives kulturelles Erbe. Sie ist uralte und tief verwurzelt in vielen Kulturen der Welt. Der aufrechte Gang erst machte den Menschen zum Menschen. Er ermöglichte ihm den Gebrauch der Hände und die Arbeit mit Werkzeugen. Er schuf die Voraussetzung für die Ausbildung des Gehirns – und der Sprache.

In dieser Perspektive verweisen die beiden Metaphern auf eine große Erzählung. Sie handelt von den menschlichen Potenzialen.

Der aufrechte Gang bedeutet die Fähigkeit, sich aus seiner Umwelt heraus zu versorgen und seine Grundbedürfnisse zu befriedigen. Er ermöglicht Mobilität, die Fähigkeit, aus eigener Kraft aufzubrechen, wohin man will, und sich in unbekanntem Gelände zu orientieren. Die nackte Haut und damit die Möglichkeit zur Kühlung des Körpers verhalten dazu, der Fortbewegung und anderer harten Arbeit Ausdauer zu verleihen. Das erhobene Haupt ist außerordentlich beweglich. Du kannst es um 90° drehen. Das große Gesichtsfeld ermöglicht Umsicht und umsichtiges Verhalten. Es macht Voraussicht möglich, also die Antizipation kommender Ereignisse, seien es Gefahr oder Schutz, Freud oder Leid. Damit schafft der aufrechte Gang die Voraussetzung für eine umfassende Daseinsvorsorge. Zusammen mit dem Medium der Sprache ist er eine einzigartige, beinahe unbesiegbare Überlebensstrategie. Und mehr! Du kannst den Kopf in den Nacken legen und nach oben blicken. Der aufrechte Gang und die Beweglichkeit des Kopfes erst erlaubten den Blick in den Himmel, die Sphäre der meteorologischen Ereignisse – und des Spirituellen. Er ist die Signatur unserer Freiheit. Nein, der Mensch ist keine Fehlkonstruktion. Im Gegenteil, dieses Geschöpf ist ein einzigartiges Wunderwerk im Gewebe des Lebens.

Leben ist mehr als das nackte Überleben. Es geht immer auch um die Freiheit des Menschen – und um seine Würde. Im Verlauf einer langen Entwicklung wurde die Menschenwürde in unterschiedlichen Kulturen und spirituellen Systemen für „heilig“ erklärt. Oder anders ausgedrückt für „unantastbar“. So formuliert es unser Grundgesetz in seinem Artikel 1. Damit legt es fest: In der Hierarchie unserer Werte steht die Menschenwürde ganz oben. Sie ist das Fundament der Menschenrechte. Nach der historischen Erfahrung des Zivilisationsbruchs durch Weltkrieg und Völkermord nahm die neu gegründete Weltgemeinschaft, die UN, mit der „Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte“ von 1948 ihre Arbeit auf. Der Schutz menschlicher Würde, Freiheit und Rechte wurde universal. Er rückte in den Kern einer weltumspannenden Ethik.

1.2 Die große Beschleunigung

Doch die Fähigkeiten und Kräfte, die es Homo sapiens ermöglicht hatten, den Naturgewalten die Stirn zu bieten und die Gaben der Natur in stetig wachsendem Maße zu nutzen, entfalteten eine eigene Dynamik. Die fortschreitende Aneignung der Erde und ihrer Schätze durch den Menschen mittels Energie, Wissenschaft und Technik führte zwar zu einem immer höheren Grad an materiellem Wohlstand, an Sicherheit und Komfort. Doch sie stürzte den Planeten in eine ernste Krise. Die Techno-Sphäre verselbständigte sich. Die Reichweite

menschlichen Handelns vergrößerte sich sprunghaft. Sowohl räumlich: Sie wurde global, als auch zeitlich: Sie erstreckte sich in eine ferne Zukunft hinein. Diese Entwicklung bekam ab den 1950er Jahren noch einmal einen ungeheuren Schub. Historiker sprechen von der „großen Beschleunigung“ (great acceleration). Die billige Energie aus den fossilen Brennstoffen Kohle, Erdöl und Erdgas ließ die Wachstumskurven in zentralen Bereichen steil nach oben ansteigen: Bevölkerungswachstum, Bruttosozialprodukt, Wasserverbrauch, Kunstdüngereinsatz, Verkehrsaufkommen, CO₂-Emissionen, die Raten von Fischfang und Holzeinschlag usw. (vgl. Pfister, 1995). Eine neue Lebensweise nahm Gestalt an. Zuerst in den USA, dann in den anderen westlichen Staaten, schließlich in den Schwellenländern des Südens: die Konsumgesellschaft. Statt auf die sparsame und schonende Nutzung der natürlichen Ressourcen war diese auf den möglichst hohen Verbrauch ausgerichtet. Die Ausbreitung dieser historisch noch nie dagewesenen Muster von Produktion und Konsum auf alle Regionen der Erde hält bis heute an. Sie gefährdet die Zukunft der Menschheit.

1.3 Neue ethische Entwürfe

Schon in den Anfängen gab es ernste Warnungen vor dem Weg in eine globalisierte Konsumgesellschaft. Albert Schweitzer, der große Humanist, Arzt und Theologe, formulierte eine solche Warnung bereits 1956.

Einem französischen Bienenzüchter, der ihn auf ein von Pestiziden verursachtes Bienensterben aufmerksam gemacht hatte, schrieb er in einem Brief:

„Ich bin mir bewusst, dass die chemische Insektenbekämpfung in Frankreich und anderswo tragische Nebenwirkungen mit sich bringt, und ich beklage diese. Der moderne Mensch hat die Fähigkeit, vorzuschauen und vorzusorgen, verloren. Er wird am Ende die Erde, von der er und die anderen Lebewesen sich ernähren, zerstören. Arme Bienen, arme Vögel, arme Menschen“ (Callahan 2010, S. 103).

Doch Schweitzer malte kein auswegloses Katastrophen-Szenario an die Wand. Er arbeitete schon seit langem am Entwurf einer Ethik, die den Herausforderungen der herausziehenden Industrie-Konsum-Zivilisation gerecht werden sollte. Seine Grundidee: Den Respekt vor der Würde jedes Menschen auszuweiten auf die Achtung vor der Würde jeder lebendigen Kreatur und vor dem, was das Leben trägt:

„Ich bin Leben, das leben will, inmitten von Leben, das leben will.“ Der einfache Satz bringt ein schlichtes Lebensgefühl zum Ausdruck: die Lust am prallen Leben in allen seinen Erscheinungsformen. Aber darüber hinaus enthält er den Kern einer neuen Ethik. Albert Schweitzer selbst fasste ihn in die Formel: „Ehrfurcht vor dem

Leben“ (siehe Schweitzer, 2013).

Dieses Grundgefühl des Staunens und tiefen Respekts vor allem Leben, so hoffte Schweitzer, würde einen Impuls geben, um die in die Krise geratene humane „Fähigkeit, vorausszuschauen und vorzuzorgen“, neu zu aktivieren. Und zwar so, dass die zerstörerischen und selbstzerstörerischen Folgen des eigenen Handelns mit in den Fokus kämen – und damit der Wert der Selbstbeschränkung.

Er blieb nicht allein. 1962 erschien in den USA ein Buch, das sofort in viele Sprachen – auch ins Deutsche – übersetzt und millionenfach verkauft wurde. Es war Albert Schweitzer gewidmet: „Für Albert Schweitzer, der sagte: Der Mensch hat die Fähigkeit, vorausszublicken und vorzuzorgen, verloren. Er wird am Ende die Erde zerstören“. So leitete die amerikanische Meeresbiologin, Schriftstellerin und Schweitzer-Verehrerin Rachel Carson ihr bahnbrechendes Buch „Der stumme Frühling“ ein (Carson, 2012). Es handelt vom Verstummten der Singvögel und von der Kontaminierung ihrer Nahrungsketten durch das vermeintliche Pflanzenschutzmittel DDT. Ein Frühling ohne den Chorus der Vögel in Wald, Feld und Garten? Wollen wir das? Wollen wir darauf wirklich verzichten? Ist dieses im Rhythmus der Jahreszeiten wiederkehrende Naturphänomen nicht – auch – ein Element unseres emotionalen Wohlbefindens und damit unseres immateriellen Wohlstands? Diese Fragen machte Rachel Carson zum Ausgangspunkt ihres Buches. Im Rückblick erscheint es als Aufbruchsignal für die weltweiten Umweltbewegungen, für die „Ära der Ökologie“ (Radkau, 2011).

Der Gedanke der Reduktion und der Konzentration auf das Wesentliche war für die Kunst jener Jahre zentral. Ein kleines, feines Beispiel ist eine Zeichnung des französisch-schweizerischen Künstlers Alberto Giacometti. Mit ein paar Mausklicks ist sie im Internet abrufbar. Die Lithographie „Homme debout et soleil“ von 1963 wirkt wie eine Fortsetzung von Giacomettis berühmten Skulpturen, die den Menschen in der dynamischen Vorwärtsbewegung zeigen. Die fließenden Bewegungen sind hier zum Stillstand gekommen. Der Mann steht „debout“ – aufrecht. Nur die Arme hält er gebeugt. In einer Gebärde des Auffangens, des Empfangens. Doch neben der vertikalen Achse hat dieses Bild gleich zweifach eine Horizontale. Einmal sind es die Linien des Erdbodens, auf dem die Figur fest und sicher steht. Dominant aber ist die Blickachse des Stehenden. Auf Augenhöhe steht er einem mit ein paar Strichen gezeichneten Sonnenball gegenüber. Sein Kopf, Sitz des Geistes, kommuniziert mit der Sonne, Quelle der unerschöpflichen Energie, die das Leben auf unserem Pla-

neten erzeugt hat und mit jedem Sonnenstrahl neu speist. Der freie Mensch aber hat eine Verantwortung: Immer wieder Maß zu nehmen an den „Urphänomenen“ (Goethe). Denn es sind die Kräfte von Natur und Kosmos, die uns halten und tragen.

Der Faden dieses Denkens riss nicht mehr ab. Knapp zwei Jahrzehnte nach dem „Stummen Frühling“ erschien „Das Prinzip Verantwortung“. Zuerst auf Deutsch (1979), dann auf Englisch. Der deutsch-amerikanische Philosoph Hans Jonas führte das Nachdenken über die Klärung unserer Werte weiter. Der Untertitel seines Buches lautete: „Versuch einer Ethik für die technologische Zivilisation“ (Jonas, 2015). Seine Diagnose: In seiner gesamten bisherigen Geschichte sei der Mensch machtlos gewesen, das „festgesetzte Gleichgewicht“ in der Natur und die „zeugenden Kräfte“ zu stören oder die „Natur dieser Bereiche“ zu verändern. Nun aber habe die technologische Entwicklung und deren große Beschleunigung die Reichweite seiner Eingriffe in den Naturhaushalt entscheidend vergrößert. Damit sei die „Unversehrtheit“ der Welt und seines eigenen Wesens selbst akut gefährdet. Also müssten der Macht von Wissenschaft und Wirtschaft Zügel angelegt werden. Die „Integrität der natürlichen Ordnung im Ganzen“ und die ganze „Fülle der Lebenswelt“ auf Dauer zu sichern, müsse ins Zentrum der „Lehre vom rechten Verhalten“, also der Ethik, rücken. Diese müsse die „globale Bedingung menschlichen Lebens und die ferne Zukunft, ja die Existenz der Gattung berücksichtigen“. Wo die „Anwesenheit des Menschen in der Welt“ nicht mehr ein fraglos Gegebenes sei, müsse es zum „Gegenstand der Verpflichtung“ gemacht werden. „Dass es eine Welt für die kommenden Geschlechter der Menschen gebe“, also „in alle Zukunft ... eine solche Welt geben soll“ (Jonas 2015, S. 33), die für Menschen bewohnbar ist – das ist das „allgemeine Axiom“, die nicht weiter zu hinterfragende Grundannahme.

Der neue Imperativ, den Jonas daraus ableitet, lautet:

„Handle so, dass die Wirkungen deiner Handlung verträglich sind mit der Permanenz echten menschlichen Lebens auf Erden“ (Jonas, 2015, S. 36).

Die „Permanenz“, die Dauerhaftigkeit, „echten menschlichen Lebens“, also eines Lebens in Würde, „auf Erden“, in einer intakten Biosphäre – was Hans Jonas hier formuliert, ist die Essenz von Nachhaltigkeit. Er formuliert sie als ein ethisches Prinzip, und zwar als das wichtigste, was wir in der gegenwärtigen kritischen Epoche der Menschheitsgeschichte haben.

Als „Das Prinzip Verantwortung“ 1979 erschien, hatte die programmatische Arbeit der UN an dem neuen Leitbild „sustainable development“/nachhaltige Entwicklung bereits begonnen. Der erste Umweltgipfel 1972 in Stockholm hatte es auf den Weg gebracht. 1987 – vor 30 Jahren, also vor einer Generation – formulierte die Brundtland-Kommission der UN das Leitbild und brachte es auf die Weltbühne. 1992 hat es die Weltgemeinschaft auf dem Erdgipfel von Rio feierlich beschlossen. Gut vier Jahrzehnte nach der „Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte“ erklärte sie nun die dauerhafte Erhaltung der natürlichen Lebensgrundlagen auf dem Planeten zum Schlüssel für das Überleben der Menschheit. Bis heute hat sie ihr Leitbild immer wieder neu bekräftigt.

Kopf hoch! Aufrecht gehen! Aus dem Wert der unantastbaren menschlichen Würde leitet sich unser unveräußerlicher Anspruch auf Freiheit und Rechte ab. Aus unserer Menschenwürde leiten sich genauso zwingend unsere unabweisbare Verpflichtung und Verantwortung ab. Beides gehört untrennbar zusammen. Das Prinzip Verantwortung aber bedeutet im 21. Jahrhundert vor allem: das Prinzip Nachhaltigkeit.

Ausgangspunkt dieser Darstellung ist eine Gewissheit: Die große Transformation in Richtung Nachhaltigkeit ist eine mindestens ebenso große Realität wie die katastrophalen Erschütterungen und Krisen unserer Gegenwart. „Wir haben eine Chance, eine reale Chance, hier und jetzt den Gang der Geschichte zu ändern“, sagte Ban Ki-moon, der Generalsekretär der UN, 2015. Wer sich heute für Nachhaltigkeit engagiert, ist Teil einer großen, weltweit agierenden und wachsenden Suchbewegung. Und: Wer heute an nachhaltigen Lösungen arbeitet, ist Teil einer großen Geschichte. Und diese Geschichte reicht viel weiter zurück als bis zum Erdgipfel von Rio und den modernen Umweltbewegung. Die Idee der Nachhaltigkeit, könnte man sagen, ist ein Weltkulturerbe.

Meine Spurensuche folgt im Wesentlichen Gedankengängen, die ich in meinen Büchern „Die Entdeckung der Nachhaltigkeit“ (Antje Kunstmann Verlag, 2010) und „Der leise Atem der Zukunft“ (oekom, 2016) entwickelt habe. Auf beide Bücher sei schon an dieser Stelle verwiesen.

„... eine angeborene Fähigkeit“

2

1. DER MANN AUS DEM EIS – HOMO SUSTINENS
2. SONGLINES – TRAUMPFADE
3. REDE EINES HÄUPTLINGS
4. DIE ERD-CHARTA

Es war der britische Thronfolger Prinz Charles, der vor einigen Jahren die Frage aufwarf, ob nicht *„tief in unserem menschlichen Geist eine angeborene Fähigkeit schlummert, nachhaltig im Einklang mit der Natur zu leben (that deep within our human spirit there is an innate ability to live sustainably with nature)“* (Prince of Wales, 1994).

Ist es nicht eine ungemein tröstliche Vorstellung, die der „grüne Prinz“ dort eher beiläufig in einem Nebensatz formuliert? Machen wir uns auf eine erste Spurensuche. Sie führt uns in die Welt der indigenen Kulturen und in die Tiefen von Raum und Zeit. Sie beginnt in einem Museum in der Altstadt von Bozen und endet bei einem legendären Powwow einer indianischen „first nation“ an der amerikanischen Pazifikküste.

2.1 Der Mann aus dem Eis – Homo sustinens

Er war einer von uns, ein Europäer. Der älteste Mensch, den wir von Angesicht zu Angesicht kennen, ist kein einbalsamierter Pharao oder präkolumbianischer Sonnenpriester, sondern der „Gletschermann“. Seine dürre, gedunkelte, tätowierte Mumie entdeckte ein Ehepaar aus Nürnberg im Spätsommer 1991 während einer Bergtour in den Ötztaler Alpen. Sie lag im Schmelzwasser eines Gletschers, in einer Felsmulde am Hauslabjoch, auf 3.210 Meter Höhe, direkt am Alpenhauptkamm. Die Bergung des Leichnams wurde zum Event. Die Medien taufte ihn „Ötzi“. Gelebt hat er vor 5.300 Jahren, um 3300 vor unserer Zeitrechnung, 170 Generationen vor uns, in einem Tal südlich des Alpenkamms. Seine Zeit war die Jungsteinzeit, die Zeit des großen Übergangs, als auch in Mitteleuropa die nomadisch lebenden Jäger und Sammlerinnen sesshaft wurden.

Seit 1998 ist der Gletschermann bei konstanten minus sechs Grad Celsius in einer Kühlzelle im Museum in Bozen aufgebahrt und ausgestellt. Aus eingetrockneten, einstmals braunen Augen, die tief in der runzligen, stark nachgedunkelten Kopfhaut der Mumie liegen, starrt

er unverwandt zur Decke. Wer war er? Noch nie in der Geschichte von Archäologie und Gerichtsmedizin ist ein Körper so akribisch untersucht worden. Bis zum letzten Faden hat man die Habseligkeiten, die Ötzi auf seiner letzten Wanderung mit sich trug, analysiert. Das Rätsel löst sich Schritt für Schritt auf. Aus den Puzzleteilen setzt sich ein Bild von erstaunlicher Tiefenschärfe zusammen.

Ein primitiver Mensch war der Gletschermann nicht. Er und die Angehörigen seiner Gemeinschaft beherrschten noch souverän beide Formen von Ökonomie, die nomadische, wildbeuterische, aneignende und die bäuerliche, produzierende, sesshafte. Seine letzte Mahlzeit bestand aus gemahlenem und über offenem Feuer geröstetem oder gebackenem Einkorn, einer Urform des Weizens, der ältesten in Mitteleuropa angebauten Kulturpflanze. Dazu gab es Gemüse und Dörrfleisch vom Steinbock. Am Körper trug er einen Gürtel aus Kalbsleder sowie Lendenschurz, Leggings und einen warmen Umhang aus Schaf- und Ziegenhaut. Beide Tierarten hat man sehr früh domestiziert. Viele andere Materialien seiner Ausrüstung stammen von Wildtieren und Wildpflanzen. Seine Mütze ist aus dem Fell des Braunbären geschneidert. Ebenso die Sohlen seiner Stiefel. Deren Oberteile bestehen aus Hirschfell, die Schnürriemen stammen vom Rind. In ihrer ungewöhnlichen Größe und ovalen Form erinnern sie an Schneeschuhe. Mit Gras ausgestopfte Innengeflechte aus Lindenbast waren seine Socken. Ein weiter, gräserner Umhang schützte ihn vor Nässe und diente gleichzeitig als Isomatte. Dieser Grasmantel lag nämlich unter ihm ausgebreitet auf dem Gneis-Brocken, seiner Ruhestätte für fünf Jahrtausende, an der Stelle, wo er entkräftet und unterkühlt, von einem Pfeil in den Rücken getroffen, niedersank.

Ötzis Zeit war die Epoche, als Buche und Tanne auf ihrer nach-eiszeitlichen Wanderung von Südosten und Südwesten her Mitteleuropa gerade erst wieder erreichten. In den Tallagen stockte noch dichter, nur an wenigen Siedlungsplätzen gerodeter Laubmischwald, vorwiegend aus Eiche, Ulme und Linde. Auf mittlerer Höhe ging er in einen Nadelwald aus Bergfichten und Lärchen über. Jenseits der Waldgrenze begann Grasland und noch weiter oben das Reich der Felsen und Gletscher. In den Wäldern und Bergen seiner Heimat müssen Ötzi und seine Leute sich hervorragend ausgekannt haben. Von den heimischen Hölzern hat er unfehlbar das jeweils für seinen Zweck optimal Geeignete ausgewählt. Ein Stock aus Haselnuss, u-förmig gebogen, mit zwei Leisten aus Lärchenholz verbunden, bildete das Außengestell seines Fellrucksacks. Das Konstruktionsprinzip gilt bei Outdoor-Ausrüstern noch heute als beste Lösung für das Tragen

schwerer Lasten. Aus Lindenbast war die Scheide seines Dolches, aus Weidengerten Schnüre und Bänder gefertigt. Sein Bogen und der Stiel seines Beils bestanden aus Eibe, die Pfeilschäfte aus dem Holz des Wolligen Schneeballs, der Messergriff aus Esche. In einer Dose aus Birkenrinde, in Ahornblätter eingerollt, trug er Holzkohle aus Fichte und Felsbirne zum Feueranmachen. Zunderschwamm und Feuerstein lagen in einem ledernen Beutel griffbereit. Auch ein Stück Birkenporling, ein Pilz, den man in prähistorischen Zeiten als Antibiotikum und vielleicht auch zum Blutstillen verwendete, hatte er dabei. Vielleicht seine Reiseapotheke. Und er trug auf seiner letzten Wanderung ein Amulett.

Neun einheimische Arten von Holz sind verarbeitet, fünf verschiedene Sorten von Leder. Es sind nachwachsende Rohstoffe aus der Umgebung, von denen er lebte. Das einzige Artefakt aus Metall ist die Klinge seines Beiles. Sie ist aus reinem Kupfer geschmiedet. Vermutlich aus einem Vorkommen in der Toskana, mehrere hundert Kilometer entfernt von seinem Lebensmittelpunkt. Mit dem Beil hat er seinen Bogen bearbeitet, junge Bäume gefällt, Tiere geschlachtet. Ist diese Praxis aus einer tiefen Geschichte auch eine Lehre für die Zukunft: Nicht erneuerbare Ressourcen äußerst sparsam, sozusagen minimalistisch einsetzen, um nachwachsende Rohstoffe zu ernten und für den Gebrauch aufzubereiten. Die Sorgfalt, mit der Ötzi das volle Spektrum der heimischen Ressourcen nutzte, und die Eleganz der Einfachheit, die jedes seiner Artefakte auszeichnet, geben über die Jahrtausende hinweg den Blick frei – auf einen schöpferischen Geist. Der Gletschermann – der archetypische Homo sustinens? Einer aus der langen Ahnenreihe der Pioniere der Nachhaltigkeit?

„Nein, ich trauere keiner längst vergangenen Zeit nach“, schrieb Reinhold Messner, der die Mumie zwei Tage nach ihrer Entdeckung im Schmelzwasser liegen sah, „aber um zwei Werte beneide ich Ötzi: um sein Wissen jenseits des Wissens – von der Kraft der Morgensonne zum Beispiel, der Ausstrahlung der verschiedenen Plätze, der heilsamen Wirkung von Kräutern, Beeren und Wasser – sowie um die Freiheit des selbstverantwortlichen Halbnomadenlebens zwischen Wintersonnenwende und Gletschereis“ (Grober, 2011, S. 191).

Die Saumpfade, auf denen Ötzi von Süden her über den Alpenkamm überqueren wollte, sind noch da. Auch die Quellen, aus denen er trank, und die Kräuter, mit denen er sich selbst, vielleicht auch andere, heilte.

Um den Zeithorizont zu verstehen: Zu Ötzi's Lebzeiten war Babylon erst eine unbedeutende Ansammlung von Lehmbauten im Zweistromland, und am Nil begann man, Hieroglyphen zu kritzeln. Doch viel weiter östlich, im Flussgebiet des Indus, besang man möglicherweise schon damals die „alles tragende, fest gegründete, goldbrüstige Mutter Erde“ und betete:

„Was ich von dir, o Erde ausgrabe, das soll schnell verheilen. Laß mich, o Reinigende, nicht deine empfindliche Stelle, dein Herz, durchbohren.“ (Grober 2013, S. 13).

Lassen sich nicht auch diese, später in der vedischen „Hymne an die Erde“ überlieferten Verse als eine Formel für Nachhaltigkeit lesen? Indira Gandhi, die indische Ministerpräsidentin, hat sie 1972 auf der Stockholmer Umweltkonferenz der Vereinten Nationen in diesem Sinne zitiert.

2.2 Songlines – Traumpfade

In den „Fußstapfen der Ahnen“ gehen, ist eine uralte und ureigene Technik der australischen Aborigines. Es ist ihre Methode, die ungeheure Weite des Kontinents lesen und verstehen zu lernen. Von „Songlines“ sprach der britische Autor Bruce Chatwin in seiner großen Reiseerzählung „Traumpfade“ aus dem Jahr 1987 (Chatwin, 1990). Was aber sind „Songlines“?

Folgt man Chatwins Bericht, so verfügt jeder Stamm über einen von Generation zu Generation mündlich weitergegebenen „Song“. Das sei ein vielstrophiger Gesang, der markante Punkte in der Landschaft, also Gebirgskämme, Felsformationen, Baumgruppen, Wasserstellen in einer bestimmten Reihenfolge mit jeweils wenigen Worten und Tonfolgen benenne und besinge. Im Lied würden die Orte einem bestimmten Totem, meist einer charakteristischen Tierart, zugeordnet. In der mythischen „Traumzeit“ des Stammes hätten totemistische Ahnen die Welt wandernd und singend ins Leben gerufen. Die Abfolge der besungenen topographischen Fixpunkte legt eine lineare Struktur in die unendliche Weite des Raumes – einen imaginierten und zugleich real begehbaren „Traumpfad“. Aus den gesamten Songlines aller Stämme entsteht ein zusammenhängendes labyrinthisches Wegenetz, das den riesigen australischen Kontinent überspannt. Der jeweilige Mythos sei Schöpfungsgeschichte, Stammes-Chronik und Landkarte zugleich, ein sprachliches Gebilde, das die unverrückbare Gestalt der Landschaft benutze, um Mensch und Natur, kollektives Gedächtnis und individuelles Bewußtsein miteinander zu verknüpfen. Songlines seien der zentrale geistig-spirituelle Besitz eines jeden Stammes. Besonders beauftragte und ausgebildete Weisheitslehrer dienten als Hüter der Überlieferung. Bei der Geburt erhalte jedes Kind

das Wegerecht für ein Stück Songline. Später erfolge die Einweihung in das Wissen über das Erlernen von Text und Musik der jeweiligen Songline. Als Medium diene ein persönliches „Tjuringa“, eine ovale Tafel aus Stein oder Holz, auf der Songlines eingeritzt seien. Mit dieser mythologischen Datenbank, nämlich Text und Melodie seines Gesangs im Kopf, begeben sich jedes Stammesmitglied einmal im Leben auf den „walkabout“, auf eine rituelle Wanderung über den Kontinent. Sie folge den Songlines, den Traumpfaden. Oder, wie laut Chatwin die Aborigines selbst sagen, den „footprints of the ancestors“ (Fußstapfen der Ahnen). Wandernd, in seiner körperlichen Bewegung durch den Raum, auf Wegen, die ihm vertraut seien, bevor er sie gehe, lerne der junge Mensch das Land und dessen Ökologie verstehen. Im Vorwärtsschreiten begeben er sich auf eine Zeitreise zurück zu den Ursprüngen. Im Akt des Wanderns kommuniziere er mit den göttlichen Vorfahren. Er verschmelze mit deren Schöpfung, indem er sich in die Traumzeit versetze. Diese Wanderung entschlüssele ihm die existenziellen Rätsel von Herkunft und Zukunft, von Eigenem und Fremden, von Identität. Durch die Songlines werde die Landschaft belebt und ‚verzaubert‘. Undenkbar, sie zu einem bloßen Objekt der Ausbeutung zu erniedrigen. Undenkbar, die Gesänge zu verraten:

„Die Aborigines glauben, dass ein ungesungenes Land ein totes Land ist: denn wenn die Lieder vergessen sind, wird das Land selbst sterben“ (Chatwin 1990, S. 76).

An einer Schlüsselstelle seines Buches schreibt Chatwin: *„Ich habe eine Vision von den Songlines, die sich über Kontinente und Zeitalter erstrecken; dass, wo immer Menschen gegangen sind, sie die Spur eines Liedes hinterließen (von dem wir hin und wieder ein Echo auffangen können), und dass diese Spuren in Zeit und Raum zu isolierten Inseln in der afrikanischen Savanne zurückführen, wo der erste Mensch den Mund öffnete, den ihn umgebenden Schrecken zum Trotz, und die erste Strophe des Weltenliedes sang: ‚ICH BIN!‘“ (Chatwin 1990, S. 379).*

Die These von Prinz Charles, dass „tief in unserem menschlichen Geist eine angeborene Fähigkeit schlummert, nachhaltig im Einklang mit der Natur zu leben“ – hier nimmt sie Gestalt an.

2.3 Rede eines Häuptlings

Der „Earth Day“ im Frühling 1970 – mit inspiriert von Rachel Carsons Buch – gilt heute als ein wichtiger Auftakt der modernen Umweltbewegung. Große Teile der Jugend der USA und viele Angehörige der älteren Generation – rund zwanzig Millionen Menschen insgesamt – protestierten in den Parks der Großstädte und auf den Geländen der Universitäten gegen die Ausbeutung und Zerstörung der Umwelt.

Sie feierten die Natur. Earth first! Planet first! Peace! Auf Flugblättern und in Reden tauchten Zitate aus einem kleinen ökologischen Manifest auf. Dessen Herkunft war etwas mysteriös. Zugeschrieben wurde es Chief Seattle, der von 1786 bis 1866 an der Pazifikküste gelebt hatte. See-ath, so sein eigentlicher Name, trat im Winter 1854 als Häuptling und Sprecher der Suquarrish und Duwannish-Stämme in Verhandlungen mit Vertretern der US-Regierung hervor. Ein Urtext seiner Rede ist nicht überliefert. Zweifellos wurde der Text im Laufe der Jahre von verschiedenen Autoren ziemlich frei bearbeitet, willkürlich ergänzt und dem jeweiligen Zeitgeist angepasst. Trotzdem kann man annehmen, dass die überlieferte Fassung etwas Wesentliches vom Geist und der Spiritualität der „first nations“ auf dem amerikanischen Kontinent enthielt:

„Wie kommt ihr auf die Idee, man könne den Himmel oder die Wärme des Landes kaufen oder verkaufen? Ein solcher Gedanke ist uns fremd. Da wir die frische Luft und das blinkende Quellwasser nicht besitzen, wie könnt ihr sie kaufen wollen? Jedes Stück dieses Landes ist meinem Volk heilig. Jede glänzende Tannennadel, jeder sandige Strand, jede Nebelschwade in den dunklen Wäldern, jedes summende Insekt ist im Gedächtnis und Bewusstsein meines Volkes geheiligt ... Wir sind Teil der Erde, und sie ist Teil von uns“ (Chief Seattle).

Aus solchen spirituellen – und naturrechtlichen – Vorstellungen leitete der Häuptling eine Handlungsanweisung ab:

„Lehrt eure Kinder, was wir unsere Kinder gelehrt haben: Dass die Erde unsere Mutter ist ... Dieses eine wissen wir: Die Erde gehört nicht dem Menschen. Er gehört der Erde ... Alle Dinge sind miteinander verbunden wie das Blut, das eine Familie verbindet. Was immer der Erde widerfährt, widerfährt auch den Kindern dieser Erde. Der Mensch hat das Netz des Lebens nicht gewebt. Er ist nur ein Faden in diesem Netz. Wo immer er dieses Netz beschädigt, beschädigt er sich selbst“ (Chief Seattle).

Was beim Lesen dieses kleinen grünen Manifests fasziniert: In wenigen Sätzen zeichnet sich eine Ethik der Nachhaltigkeit ab, die sich an vielen Punkten mit den Entwürfen von Albert Schweitzer und Hans Jonas berührt.

Kein Zweifel, es wäre falsch, traditionelle und indigene Kulturen pauschal als „nachhaltig“ zu feiern. Auch sie hatten ihre Schattenseiten. Auch sie waren in der Geschichte vielfach vom Kollaps bedroht. Der amerikanische Geograph und Anthropologe Jared Diamond ist den Ursachen nachgegangen. Sein berühmt gewordenes Buch „Kollaps – Warum Gesellschaften überleben oder untergehen?“ erschien auf Englisch zuerst 2005 (Diamond, 2011). Er beschreibt

den allmählichen Niedergang und plötzlichen Kollaps archaischer Gemeinwesen am Beispiel der indianischen Anasazi-Kultur im Südwesten der USA, der Maya-Kultur in Mexiko, der polynesischen Osterinsel-Gesellschaft im Pazifik, der Wikinger-Kolonien Grönlands. Wo liegen jeweils die Ursachen für den Kollaps? Drei Faktoren spielen eine besonders wichtige Rolle: die Übernutzung der verfügbaren Ressourcen; die zu große Ungleichheit innerhalb und zwischen den Gemeinwesen; die mangelnde Lernfähigkeit der Gesellschaften und ihrer Eliten. Zweifellos eine wichtige Lehre auch für unsere Gegenwart und Zukunft.

2.4 Die Erd- Charta

„Die Menschheit ist Teil eines sich ständig fortentwickelnden Universums. Unsere Heimat Erde bietet Lebensraum für eine einzigartige und vielfältige Gemeinschaft von Lebewesen“ (ÖIEW 2001, S. 7).

Noch ein ökologisch-ethisches Manifest, diesmal vom Beginn des 21. Jahrhunderts. Die „Erd-Charta“ aus dem Jahr 2000 ist das Ergebnis einer weltweiten Debatte von zivilgesellschaftlichen Initiativen und Nichtregierungs-Organisationen im Anschluss an den 1992er Erd-Gipfel von Rio. Sie nahm vielfältige Impulse aus den Kulturen der Welt, auch aus der Weisheit indigener Völker, auf. Der brasilianische Befreiungstheologe Leonard Boff sprach von dem „überlegtesten, universalsten und elegantesten Entwurf einer Welt-Ethik, den es bisher gab“. Die Präambel der Erd-Charta fährt fort:

„Die Selbstheilungskräfte (resilience) der Gemeinschaft allen Lebens und das Wohlergehen der Menschheit hängen davon ab, ob es uns gelingt, eine gesunde Biosphäre zu bewahren mit allen ihren ökologischen Systemen, dem Artenreichtum ihrer Pflanzen und Tieren, fruchtbaren Böden, reinen Gewässern und sauberer Luft. Die globale Umwelt mit ihren endlichen Ressourcen ist der gemeinsamen Sorge aller Völker anvertraut. Die Lebensfähigkeit, Vielfalt und Schönheit der Erde zu schützen, ist eine heilige Pflicht“ (a.a.O., S. 7).

Die Erd-Charta benennt wesentliche Ursachen der globalen Krise zu Anfang des 21. Jahrhunderts: *„Die vorherrschenden Muster von Produktion und Konsum verursachen Verwüstungen der Umwelt, Raubbau an den Ressourcen und ein massives Artensterben. Sie untergraben unsere Gemeinwesen. Die Erträge der wirtschaftlichen Entwicklung werden nicht gerecht verteilt und die Kluft zwischen Armen und Reichen vertieft sich. Ungerechtigkeit, Armut, Unwissenheit und gewalttätige Konflikte sind weit verbreitet und verursachen große Leiden. Ein beispielloses Bevölkerungswachstum hat die ökologischen und sozialen Systeme überlastet. Die Grundlagen globaler Sicherheit sind bedroht. Dies sind gefährliche Entwicklungen, aber*

sie sind nicht unabwendbar“.

Wo kommen Lösungen in Sicht? Die Erd-Charta skizziert „eine gemeinsame Vision von Grundwerten“, die „das ethische Fundament der entstehenden Weltgemeinschaft“ bilden könnten. Dazu gehört die Arbeit an Gesellschaften, die „gerecht, partizipatorisch, nachhaltig und demokratisch“ aufgebaut sind. Dazu gehört zentral „das Vertrauen... in die unveräußerliche Würde eines jeden Menschen und in die intellektuellen, künstlerischen, ethischen und spirituellen Fähigkeiten der Menschheit“. Die Schlusspassage des Textes greift zurück auf Albert Schweitzers Ethik:

„Lasst uns unsere Zeit so gestalten, dass man sich an sie erinnern wird als eine Zeit, in der eine neue Ehrfurcht vor dem Leben erstarkte, als eine Zeit, in der nachhaltige Entwicklung entschlossen auf den Weg gebracht wurde, eine Zeit in der das Streben nach Gerechtigkeit und Frieden neuen Auftrieb bekam und als eine Zeit der freudigen Feier des Lebens“ (ÖIEW 2001, S. 16).

Unsere Kinder sind die ersten in der langen Kette der nachfolgenden Generationen, von der in den Nachhaltigkeitsstrategien so viel die Rede ist. Andersherum gesagt: „Wir haben die Erde nicht von unseren Vorfahren geerbt, sondern nur von unseren Kindern geliehen.“ Noch eine Weisheit, die den alten, indigenen Kulturen zugeschrieben wird. Sie prägt genauso gut den Geist der Erd-Charta.

„Laudato si“ - Gelobt seist du!

3

1. LAUDATO SI – DIE UMWELT-ENZYKLIKA

„Laudato si, mi signore, cun tucte le tue creature, / spetialmente messor lo frate sole, / lo qual'è iorno, et allumini noi per loi... Gelobet seist du, mein Herr, mit allen deinen Geschöpfen, / vor allem dem Herrn Bruder Sonne, der den Tag heraufführt und uns durch sich erhellt“ (Franz von Assisi 1997, S. 518 f.).

Der fromme Lobpreis versetzt uns in die Welt der mittelalterlichen Klöster und in die Zeit der gotischen Kathedralen. Genauer gesagt: in die Parallelwelt der Einsiedeleien auf durchsonnten Berghöhen, der endlosen staubigen Landstraßen Mittelitaliens, der Dorfarmut und ihrer barfüßigen Propheten. Der „Canticum Solis“, der Sonnengesang des Franziskus von Assisi, ist ein wunderbares Medium für die Fortsetzung unserer Zeitreise auf den Spuren der Nachhaltigkeitsidee. Diese Ode an die Schöpfung ist wie kein anderer Text aus dieser Epoche in unserem kulturellem Gedächtnis präsent. Ihr „ökologischer“ Gehalt ist schon häufig bemerkt worden. Der Sonnengesang enthält aber auch das begriffliche Grundgerüst der Nachhaltigkeit.

Entstanden ist der Text in der – damals – schlichten, von Olivenhainen und Zypressen umgebenen Klosteranlage von San Damiano am südlichen Abhang des Hügels, auf dem die Stadt Assisi thront. Ein Jahr vor seinem Tod erlebt Franziskus hier einen „strahlenden Sonnenaufgang in der Seele“.

Die um 1225 entstandene Dichtung aus 50 Zeilen nimmt ihren Ausgang vom Allerhöchsten:

„Gelobet seist du, mein Herr, mit allen deinen Geschöpfen – *cuncte le tue creature*“. Aufschlussreich ist die Vokabel „*tucte*“. Der Aufstieg der Seele führt nicht über die Abwertung der materiellen Welt. Im Gegenteil. Die Seele öffnet sich zu allen Geschöpfen, zur ganzen Schöpfung. Von Anfang an bringen die „*Laudes creaturarum*“ Fülle, Ganzheit, Einheit und immer wieder die Schönheit von scheinbar unbelebter Materie und lebendiger Natur ins Spiel. „*Tucte le tue creature*“ – in der Sprache der Ökologie und Erdsystem-Forschung von heute: das „Netz des Lebens“.

Die Blickachse des Textes verläuft vertikal. Die Anordnung seiner Bilder führt von ganz oben nach ganz unten. Vom Allerhöchsten über die Sonne, den Mond und die Sterne, durchquert sie die Lufthülle der Erde, die Atmosphäre, und erreicht die Biosphäre, die Gewässer und den Erdboden.

Doch Franziskus spricht nicht einfach von Sonne, Mond, Wind, Wasser, Feuer. Die Rede ist stets von „*frate sole, sora luna, frate vento, sora aqua, frate focu*“. Alles ist Bruder oder Schwester. Mensch und Naturphänomene haben gleichen Ursprung und gleichen Rang. Sie sind Geschöpfe eines gemeinsamen Vaters. Hier geschieht etwas Bedeutendes: Die franziskanische Perspektive hebt die Trennung zwischen Mensch und übriger Schöpfung auf. Sie vollzieht einen radikalen Bruch mit machtvollen Traditionen des antiken und christlichen

Denkens – und fordert mindestens ebenso radikal die westliche Moderne heraus. Sich die Natur untertan zu machen. Das war – und ist – im *Mainstream* der Tradition legitim, ja sogar ein Gebot. Für uns ist es Normalität. Der neue Mensch einer franziskanischen solaren Zivilisation dagegen akzeptiert und feiert seine eigene Naturzugehörigkeit. In dieser Versöhnung liegt die spirituelle Basis für die „Kommunion“, für eine universale geschwisterliche Gemeinschaft von Menschen und Mitwelt.

Herausgehoben ist die Sonne. Sie ist nicht nur „frate“. Als unendliche Quelle des Tageslichts, der Energie, des Lebens ist sie gleichzeitig „messor“ – Herr oder (legt man das grammatikalische Geschlecht des deutschen Wortes zugrunde) Herrin. Die Sonne zieht besondere Attribute auf sich: schön, strahlend, glanzvoll. Sie ist Quelle von Freude und ästhetischem Genuss. Ja, sie ist sogar wie in so vielen Kulturen der Welt „dein Gleichnis, o Höchster“, Symbol der Gottheit. Sonne und Mond sind komplementär. Wie Tag und Nacht, hell und dunkel, Klarheit und Geheimnis. „Sora luna e le stelle“, Mond und Sterne, gehören noch zum himmlischen Bereich. In der Schwärze des Kosmos wirkt das Funkeln der Gestirne „kostbar und schön“ (*pretiose et belle*), erscheint der Mond, sein Zyklus, seine sanfte Energie als besonders geheimnisvoll und anziehend.

Mit der anschließenden Strophe tritt die Bildfolge des Textes in die Sphäre der vier irdischen Elemente Luft, Wasser, Feuer, Erde ein. „Gelobet seist du, mein Herr, durch Bruder Wind“. Ihm zugeordnet sind die Luft, die Wolken, „heiteres und jedes Wetter“. Die Rede ist also von der Lufthülle der Erde in ihren verschiedenen Erscheinungsformen – also vom Klima. Genau an dieser Stelle taucht im Sonnengesang zum ersten Mal das Ursprungswort von „sustainability“ auf: „sustentamento“. Franziskus lobt Gott für die Phänomene der Atmosphäre, „durch welche Du Deinen Geschöpfen ‚sustentamento‘ gibst“ (*per lo quale a le tue creature dai sustentamento*) also Halt, Unterhalt, Nachhalt. Wobei „sustentamento“ all das bezeichnet, was zur Erhaltung und zum Fortbestehen von Lebewesen und Dingen notwendig ist: Lebensunterhalt, Existenzgrundlagen. Ihre dauerhafte Sicherung ist eine Gabe Gottes. Er gewährt sie nicht allein durch Bruder Wind. Genauso haben „Schwester Wasser“ (charakterisiert als sehr nützlich, demütig und kostbar) und „Bruder Feuer“ (schön, angenehm, robust und stark) ihren Anteil.

Der Sonnengesang wird nun zum Gesang der Erde. „Gelobet seist Du, mein Herr, durch unsere Schwester Mutter Erde“. Wie die

Sonne ist auch die Erde – und damit ist hier vor allem das Erdreich, der Humus, der Mutterboden gemeint – doppelt hervorgehoben. *Sora nostra mater terra*. Sie ist nicht nur *magna mater*, die große Mutter, wie in archaischen Kulturen, oder Gaia, Erdgöttin. Die mütterliche Erde bekomme bei Franziskus zusätzlich das Gesicht einer Schwester und damit neue – ewige – Jugendlichkeit. Sie ist Tochter desselben Vaters, selbst ein Geschöpf.

In ihrer Eigenschaft als Mutter hat sie freilich eine besondere Macht. „*Mater terra, la quale ne sustenta et governa et produce diversi fructi con coloriti flori et herba.*“ Sie ist die Erde, die uns trägt (*sustenta* = erhält, aufrechterhält) und regiert (*governa* = lenkt, leitet) und vielfältige Früchte mit bunten Blumen und Kräutern erzeugt. Ein zweites Mal greift Franziskus auf eine Form von „*sustentare*“ zurück. Was gibt uns Halt und Nachhalt? Es ist der von Gott geschaffene Erdboden im Zusammenspiel mit der Lufthülle des Planeten. Wir nennen das heute: Biosphäre. Sie bringt unfehlbar Früchte, Fruchtbarkeit, Biodiversität und – damit verknüpft – Farbe und Schönheit hervor. Solange wir uns von ihr „leiten“ (*governa*) lassen. Die Bilder von Fülle und Vielfalt verbinden sich untrennbar mit der Begrifflichkeit von „*sustentamento*“.

Von diesem Punkt aus verstehen wir erst den Kern des franziskanischen Weltbildes: sein Armutsideal. Zugrunde liegt der unbedingte Wille zur *imitatio Christi*, der eine *forma vitae* ohne Eigentum und ohne Vorratshaltung attraktiv macht: Nackt dem nackten Christus nachfolgen. Kreuzförmiges Gewand, Strick als Gürtel, Barfüßigkeit sind die Requisiten dieses Ideals. Doch auch die Freude an der Fülle des Lebendigen ringsum ist Antrieb, den „Verbrauch“ von „Ressourcen“ auf ein Minimum zu reduzieren. Besitz ist Ballast. Verzicht ist Befreiung. „Nehmt nichts mit auf den Weg“, heißt das Gebot im Neuen Testament (Lukas 9, 3). Wer die Besitzlosigkeit zum Konzept macht, muss wissen, was ihn ohne die Sicherheit des Besitzes trägt. Was auf Dauer tragfähig bleibt, sagt uns der alte Text, ist eine geschwisterlich behandelte Natur. Im Vertrauen auf diesen sicheren Halt sind neue Bilder des guten Lebens zu entwerfen. Der franziskanische Minimalismus ist ein Weg, die Integrität der Mitgeschöpfe – aller Geschöpfe – ihre Schönheit, ihre Robustheit, ihre bunte Vielfalt, zu erhalten und so auf Dauer erleben und behutsam genießen zu können. Der freiwillige Verzicht, nicht der erzwungene, öffnet einen Zugang zur glanzvollen Fülle des Lebens. Die franziskanische Pyramide der Bedürfnisse: einfach leben, egalitär, im Einklang mit der Schöpfung, offen für die Stimme des Allerhöchsten. Das letzte Wort des Sonnen-

gesangs lautet: „humilitate“ – Demut. Nackt ausgestreckt auf nackter Erde sterben, war Franziskus' letzter Wille. So ist er der Legende Bruder Tod begegnet. Anno 1226.

3.1. **Laudatio si – Die Umwelt- Enzyklika**

Ein Zeitsprung von fast 800 Jahren: Die katholische Kirche denkt in langen Zeiträumen, großen Zusammenhängen und kühnen Gesten. Als der frisch gekürte Papst im März 2013 für sich den Namen Franziskus wählte, vergegenwärtigte er die franziskanische Tradition. Die Namenswahl signalisierte ein Programm: Von den Armen – den armen Ebenbildern Gottes – her denken. Und: Von dem als Schöpfung verstandenen Naturhaushalt her denken. Seine bislang bedeutendste Initiative ist die im Sommer 2015 veröffentlichte Enzyklika „Laudato si – Über die Sorge um das gemeinsame Haus“ (Papst Franziskus, 2015). Sie richtet den Blick auf den „aktuellen Kontext“ des 21. Jahrhunderts und auf das, „was dieser an noch nie Dagewesenem für die Geschichte der Menschheit enthält“ (a.a.O., S. 30).

Von dieser hohen Warte aus blickt der Papst auf die Realität des krisengeschüttelten 21. Jahrhunderts. Der Text enthält ein umfassendes Panorama der Umweltkrise: Die Abholzung der Wälder, ihre Umwandlung in Monokulturen, das Verschwinden der tropischen Urwälder, die Zerstörung der Feuchtgebiete, die Verschmutzung des Grundwassers, die Zunahme der Schadstoffe in der Luft, die Belastung der Böden mit Agrargiften und Abfällen, die Zerstörung von Landschaften und Naturschönheit, die Erwärmung des Klimasystems durch die starke Konzentration von Treibhausgasen, die Erschöpfung der natürlichen Ressourcen, das Aussterben von Arten und das Verschwinden der natürlichen Artenvielfalt.

Doch stets ist die Beschreibung der ökologischen Problematik veschränkt mit den Phänomenen der sozialen Krise. Hervorgehoben sind namentlich: die ständige Beschleunigung und Intensivierung der Lebens- und Arbeitsrhythmen, der ungerechte Zugang zu den natürlichen Ressourcen, die Schädigung der Subsistenzquellen der Ärmsten, die Leiden der Milliarden von Ausgeschlossenen, die Schutzlosigkeit der Flüchtlinge, das ungesunde Leben in den Armutsvierteln, die visuelle und akustische Belästigung, die Entfremdung vom physischen Kontakt mit der Natur. Dazu kommen die Symptome der psychosozialen Verelendung: der Drogenkonsum, die Verarmung in den zwischenmenschlichen Beziehungen, die Vereinsamung, die geistige Umweltverschmutzung durch die Anhäufung von Daten, der soziale Niedergang und der stillschweigende Bruch der Bindungen von sozialer Integration und Gemeinschaft.

Das große Verdienst dieser Enzyklika: Sie bleibt nicht bei den Missständen und Katastrophen der Gegenwart stehen. Sie deckt den inneren Zusammenhang der multiplen Krisen auf und öffnet den Blick für die Lösungen. Sie erhebt den Anspruch, „zu den Wurzeln der gegenwärtigen Situation vorzudringen“, also zu den „tiefsten Ursachen“, Sie erklärt: Alle diese Phänomene sind nur „Krankheitssymptome“, nicht die Krankheit selbst. In ihnen äußert sich „die Gewalt des von der Sünde verletzten menschlichen Herzens“. Und diese „Sünde“ ist systemisch. Papst Franziskus stellt das mächtigste System in Frage, das wir haben. Er formuliert eine Kritik des gegenwärtigen Kapitalismus.

Er kritisiert die „Modelle von Produktion und Konsum und verfestigten Machtstrukturen“, die den „Verbrauch der Schöpfung“ bewirken, die Plünderung der Ressourcen, ihre Umwandlung in Waren, das Primat des „wirtschaftlichen Kalküls“ und der Gesetze des vergötterten Marktes“, die darauf angelegt sind, „die Wirklichkeit in einen bloßen Gebrauchsgegenstand und ein Objekt der Herrschaft zu verwandeln“. Er verurteilt das gegenwärtige Modell der Verteilung, das Paradigma des Wachstums und die „konsumistische Sicht des Menschen“. Der oikos aber ist kein Ressourcenlager in der Verfügung der superreichen Investoren und Eigentümer. Er ist das „gemeinsame Haus“, das Gott „für alle“ erschaffen hat. Was wir „Ressourcen“ nennen, sind „Gaben“ Gottes. Insofern sie lebendig sind, also Lebewesen, besitzen sie einen „Eigenwert“, der zu respektieren ist. Wo Ressourcen genutzt werden, dann als „ein kollektives Gut“, ein „Erbe der gesamten Menschheit“ und „eine Verantwortung für alle“. Die Enzyklika stellt das Privateigentum als einzige legitime Form des Eigentums in Frage. Sie spricht den Eigentümern die volle Verfügung über ihr Eigentum ab, indem sie ihnen das Recht auf „Mißbrauch“ und Verschwendung von Ressourcen abspricht. Ein ganzer Abschnitt handelt von der „gemeinsamen Bestimmung der Güter“. Die Enzyklika setzt die Wiederaneignung der Gemeingüter auf die Tagesordnung.

„Entscheidend ist es, ganzheitliche Lösungen zu suchen, welche die Wechselwirkungen der Natursysteme untereinander und mit den Sozialsystemen berücksichtigen... Die Wege zur Lösung erfordern einen ganzheitlichen Zugang, um die Armut zu bekämpfen, den Ausgeschlossenen ihre Würde zurückzugeben und sich zugleich um die Natur zu kümmern“ (a.a.O., S. 149).

Solche Aussagen – und die Enzyklika ist voll davon – kommen nicht als radikale Parolen daher, nicht als marginale Positionen, sondern als selbstverständliche Wahrheiten. Als Gewissheiten.

“Die Zeit ist aus den Fugen”

4

1. „... UNTER DEM ASPEKT DER EWIGKEIT“
2. „... DIE BESTE ALLER MÖGLICHEN WELTEN“

Kehren wir auf unserer Spurensuche nach den Wurzeln des Nachhaltigkeitsbegriffs zurück in die Vergangenheit. „The time is out of joint“, die Zeit ist aus den Fugen. So artikulierte Shakespeares Held Hamlet um 1600 auf der Bühne des Londoner Globe Theaters das Lebensgefühl seiner Zeit. Beherrscht ist es von der Angst vor einem drohenden Kollaps und der Suche nach einer Strategie der Rettung. 1637 heißt es im holländischen Leiden: „Cogito, ergo sum.“ Ich denke, also bin ich. Auf die Gewissheit, ein denkendes Subjekt zu sein, setzt René Descartes (1596 – 1650) alle Hoffnung. Die Vernunft an die Macht! erscheint ihm als Ausweg in einer Zeit, die aus den Fugen schien. Die humane „Selbsterhaltung“ – *conservatio sui* – löste den Glauben an die göttliche Vorsehung ab. Sie wird zum zentralen Projekt der Aufklärung. Der Weg: Die Herrschaft über die Natur gewinnen, sie in Besitz nehmen, ihr eine Ordnung geben. Dies geschieht mit der Methode des rationalen Denkens: Nur das als wahr anzuerkennen, was evident und beweisbar ist. Eine Sache in so viele Teile wie nötig zu zerlegen, die Dinge sezieren, analysieren, vermessen, neu ordnen und konstruieren – wird zum Königsweg. Auf diesen Bahnen mache sich der Mensch zum „*maître et possesseur*“, zum Herrn und Meister der Natur. Diese Anschauung ist auch dem Nachhaltigkeitsdenken eingeschrieben. Aber ist sie nachhaltig?

4.1 „... unter dem Aspekt der Ewigkeit“

Ein Nachfolger und Kritiker von Descartes, der niederländische Philosoph Baruch de Spinoza (1632 – 1677), entwarf ein Gegenmodell: Aus seiner „Ethik“ lässt sich eine hoch entwickelte Theorie der Nachhaltigkeit destillieren (Spinoza, 1982). *Sum esse conservare* – sein eigenes Sein bewahren, Selbsterhaltung sei der Grundtrieb (*conatus*) des Menschen. Wie bei Descartes. Aber Spinoza formuliert einen radikalen Gegenentwurf zu Descartes. Er vollzieht die größte denkbare Aufwertung der Natur: Er erklärt Gott und Natur für identisch. „*Deus sive natura*“. Gott ist Natur. Die Natur ist Gott. Hier liegt die erste Ursache aller Existenz, auch des Denkens. Je mehr wir die einzelnen Phänomene der Natur erkennen, umso mehr erkennen wir Gott. Spi-

noza betrachtet nun die Natur unter zwei Perspektiven: Die „natura naturata“ ist die „gewirkte“, geschaffene, sozusagen die empirische Natur. Davon unterscheidet er die „natura naturans“, die in der „natura naturata“ wirkende, lebendige, aktive und produktive Kraft. Die Unterscheidung ist wesentlich. Als „natura naturata“ ist die Natur dem menschlichen Willen verfügbar. Sie ist manipulierbar und reproduzierbar. Die vitalen Kräfte der „natura naturans“ aber sind übermächtig und unverfügbar. Sie sind die Fülle des Lebens, die Macht des Lebens selbst. Damit kippt der Herrschaftsanspruch des Menschen. Die Klassifizierung der Naturphänomene in gut und böse, nützlich und schädlich, unentwickelt und entwickelt wird hinfällig. Das unzertrennbare Gewebe des Lebens tritt an diese Stelle. Gegenüber Descartes' Inthronisierung des Menschen als Meister und Besitzer der Natur beharrt Spinoza darauf, dass der Mensch ebenfalls Teil der Natur sei. Er gibt damit das Projekt der „humanen Selbstbehauptung“ keineswegs auf, sondernettet es in den größeren, den ökologischen Zusammenhang ein.

„Suum esse conservare“, die Bewahrung des eigenen Seins, dieser natürliche Grundtrieb ist Ausgangspunkt für jedes Begehren und damit auch für das ökonomische Handeln. Seit seiner Vertreibung aus dem Paradies ist der Mensch selbst dafür verantwortlich. Diese ökonomische Absicherung des Daseins kann jedoch nur im Einklang mit der Natur gelingen. Wir finden die Schätze der Natur vor und stellen sie nicht her. Unsere Freiheit besteht darin, unser Bestreben mit der Vernunft und das heißt mit der Ordnung der gesamten Naturwelt in Übereinstimmung zu bringen. Wo dies gelingt, können wir völlig beruhigt sein und in dieser Ruhe dauernd zu bleiben suchen. Was heißt das für die Gestaltung eines Gemeinwesens? Die Vernunft gebietet es, die Bewahrung des eigenen Seins nicht nur mit der Bewahrung der natürlichen Lebensgrundlagen, sondern auch mit dem Wohlergehen des Anderen zu verknüpfen. Es sei offensichtlich, dass die Menschen durch wechselseitige Hilfeleistung ihren Bedarf sich viel leichter verschaffen und nur mit vereinten Kräften die Gefahren, die von überallher drohen, vermeiden können. Den wölfischen Gesetzen der freien Konkurrenz stellt Spinoza die gerechte Verteilung der Güter und die „potentia multitudinis“, die demokratische Macht der Menge entgegen.

Spinoza hatte drei verschiedene Konzepte von Zeit: „Duratio“, die Dauer. Das ist die Zeitspanne des Daseins eines Dinges. „Tempus“, die messbare und einteilbare Zeit. Und „Aeternitas“, Ewigkeit. Spinoza forderte dazu auf, die Dinge „sub specie aeternitatis“ zu betrachten,

unter dem Aspekt der Ewigkeit. So gesehen, werden die Dinge der Zukunft gleichermaßen real und relevant wie die Dinge der Vergangenheit und Gegenwart. Ja, es erhalten Dinge, die erst in der Zukunft hervortreten, bereits im Hier und Heute eine Präsenz und ihren Sitz im Leben. In den Fokus kommt der Zusammenhang zwischen gegenwärtigen Phänomenen, vergangenen Ur-Sachen und künftigen Wirkungen und Folgen. Diese Sichtweise führt in den inneren Bezirk des Nachhaltigkeitsdenkens.

4.2 „... die beste aller möglichen Welten“

Eine andere Welt ist möglich – die Parole heutiger Globalisierungskritiker hätte bei den Meisterdenkern der Frühaufklärung – je nach Temperament – ein sanftes Lächeln oder ein zorniges Stirnrunzeln ausgelöst. Als die „beste aller möglichen Welten“ bezeichnet der in Leipzig geborene Philosoph Gottfried Wilhelm Leibniz (1646 – 1716) das von den Astronomen der Renaissance erforschte Universum. Der „deutsche Platon“ ist Mitglied der französischen Akademie der Wissenschaften, Briefpartner und Konkurrent Isaac Newtons, früher Leser, Gesprächspartner und Kritiker Spinozas. Seine Formel ist leicht misszuverstehen. Ist sie eine Rechtfertigung der herrschenden Zustände? Verklärt sie die bestehende Ordnung zu einer „heilen Welt“? Meint sie also das Gegenteil von „Eine andere Welt ist möglich“? Zunächst: „Welt“ ist für Leibniz die ganze ihm überschaubare und erkennbare Welt mitsamt ihrer Naturkonstanten und Naturgesetze. Bei diesem Blick auf dieses Ganze fragt er nun, wieso Gott bei seinem Schöpfungsakt aus einer unendlichen Vielfalt möglicher Welten gerade diese ausgewählt und ins Werk gesetzt habe. Seine Antwort: Gott handelte rational. Seine Schöpfung ist „zugleich die einfachste an Prinzipien und die reichhaltigste an Erscheinungen“ – und an Potentialen. Mit einem Minimum an Regulierungen eröffnet diese Welt die größtmögliche Fülle an Spielräumen. Sie ist die bestmögliche, gerade weil sie die Freiheit zulässt, ihre Potentiale zu entfalten und ihre Qualitäten zu vervollkommen. Sie erlaubt dem Menschen, so interpretiert der französische Philosoph Gilles Deleuze die Formel, eine „subjektive Hervorbringung von Neuartigem, also eine Schöpfung“. „Die beste aller möglichen Welten“ ist nicht die Beschreibung eines Zustandes, eher eine Aufforderung zur Kreativität. Sie will die Sicherheit vermitteln, dass das Ziel der Vervollkommnung in der bestehenden Welt angelegt, also erreichbar ist. Das wäre dann gar nicht so weit entfernt von: Eine andere Welt ist möglich.

Die beste aller Welten bewahren – und weiterentwickeln? Klingt bekannt, oder? Leibniz kommt der Koppelung von „bewahren“ und „entwickeln“ – sustain und develop – „sustainable development“ –

sehr nahe. Tatsächlich hat er wesentlich dazu beigetragen, die Begriffe „evolutio“ und „Entwicklung“ – oder wie er auf Französisch schrieb „développement“ – in die Sprache der europäischen Frühaufklärung einzuspeisen.

Das lateinische „evolutio“ bezog sich zunächst auf das Ausrollen einer Schriftrolle. Im französischen „développeur“ steckt das lateinische „develare“ – enthüllen, entschleiern. Die englische Fassung des Wortes – „evolution“ – erscheint zum ersten Mal 1670 in der Zeitschrift der Royal Society, hier schon bei der Erörterung biologischer Fragen. Da knüpft Leibniz an. Streng genommen, sagt er, gebe es weder Zeugung noch Tod, sondern nur Ausdehnung und Zusammenziehung bereits geformter Lebewesen. Alle Dinge sind vorgeformt (präformiert). Entwickeln kann sich nur, was vorher eingewickelt war. „Entwicklung“ ist nichts anderes als das langsame Erscheinen der ur-eigensten Anlagen eines Dinges, hervorgebracht sowohl durch eigene Triebkräfte wie durch äußere Einwirkungen. Entwicklung ist nicht unendlich fortsetzbar. Werden und Vergehen gehören zusammen.

Was Leibniz dabei voraussetzt, ist ein Grundvertrauen in die Güte der Schöpfung oder – wie er formuliert – in die „prästabilisierte Harmonie“. Die Welt ist nicht das „Jammertal“ der mittelalterlichen Scholastik. Allerdings steht der Mensch auch nicht im Mittelpunkt des Universums. Statt sich egozentrisch auf das Böse, das ihm zustößt, zu fixieren, solle er lieber diese Harmonie des Weltganzen wahrnehmen, sich darauf einlassen und zum Ausgangspunkt eines entschlossenen Handelns für die – sagen wir mal – nachhaltige Entwicklung und Vervollkommnung seiner Lebenswelt machen. Leibniz' überwältigende Idee ist, wie für Spinoza, die „Glückseligmachung des menschlichen Geschlechts“ – das Optimum an Lebensqualität.

Der ewige Wald

5

1. DIE EUROPÄISCHE ERFAHRUNG
2. DER URTEXT
3. DIE KARRIERE EINES BEGRIFFS

„Gott hat die Wäldt (= Wälder) für den Salzquell erschaffen auf daß sie ewig wie er continuieren mögen / also solle der Mensch es halten: Ehe der alte ausgehet, der junge bereits wieder zum verhakhen hergewaxen ist“ (Bülow 1962, S. 159 f.).

Unsere Zeitreise auf den Spuren der Nachhaltigkeit geht weiter: Im 17. Jahrhundert konzentrierte sich die Daseinsvorsorge in fortgeschrittenen Ländern Westeuropas auf eine besondere Ressourcenkrise: den drohenden Holzmangel. Ein Beispiel ist die bayerische Stadt Reichenhall. Seit der Römerzeit bis heute ist die Region berühmt für die Produktion der lebenswichtigen Ressource Salz. Die Vorstellung vom „ewigen“, dem immer wieder nachwachsenden, weil „nachhaltig“ behandelten Wald, erscheint in einem amtlichen Briefwechsel. Federführend sind der „Rathskanzler“ Schmidt und „Salzmayster“ Mathias Aufhammer, Repräsentant der Reichenhaller Saline. Ihre Vorstellung ist noch eingebettet in das Konzept der göttlichen Vorsehung, die Glaubenslehre, dass Gott die Welt nicht nur erschaffen habe, sondern weiter darin präsent sei und für die Bewahrung seiner Schöpfung und aller Geschöpfe bis in alle Ewigkeit Sorge trage. So strahlt die Vorstellung vom „ewigen Wald“ eine gemeinsam geteilte Hoffnung und einen kollektiven Optimismus aus. Andererseits macht sie klar: Das Gemeinwesen muss Verantwortung übernehmen – für das „Herwachsen“ von „jungem“ Wald, die „Verjüngung“, wie die Forstleute noch heute sagen, also die kontinuierliche Regeneration der Wälder in der Umgebung. Nur so ist die „Stetigkeit“ (noch ein Ausdruck aus jener Zeit) der Holzversorgung zu gewährleisten. Und damit auch die Zukunft der Salzproduktion in der Region. Dieser wuchs ständig und verschlang immer größere Flächen Wald. Denn Holz war die wichtigste Ressource für das Sieden der salzigen Sole. Seit Beginn des 17. Jahrhunderts stieg die Angst vor einer bevorstehenden Holznot aufgrund der Übernutzung der heimischen Wälder und einem darauf folgenden Kollaps der Salzproduktion. Der „perpetuierliche, continuierliche und ewige Wald“ (a.a.O., S. 155) war keine Beschreibung der Wirklichkeit, sondern ein anzustrebender Zustand, ein Idealbild.

Ermutigung und Anregung hätten die Reichenhaller Ratsherren aus einem zeitgenössischen Buch schöpfen können. „Der Teutsche Fürstenstaat“ war nur wenige Jahre zuvor, 1656, erschienen und wurde bald im gesamten deutschsprachigen Raum zu einem Standardwerk (Seckendorff, 1972). Es handelte von dem, was man heute „gute Regierungsführung“ (good governance) nennt, vom Verwaltungswesen und der „Haußhaltungs-Kunst“, der Volkswirtschaft in den deutschen Kleinstaaten. Sein Autor hieß Veit Ludwig von Seckendorff (1626 – 1692) und war zu der Zeit Kammerjunker und Beamter der „Cammer“, der Finanzverwaltung, im Herzogtum Sachsen-Gotha. In diesem kleinen, waldreichen Territorium am Thüringer Wald versuchte Herzog Ernst der Fromme nach der furchtbaren Zerrüttung des Landes im 30-jährigen Krieg einen Modellstaat aufzubauen. Sein Programm war eine reformatio vitae, eine Lebensreform auf der Grundlage von Luthers Katechismus. Sich selbst sah er in der Rolle des Landesherrn, der als Landesvater und „guter Hauß-Vater“ haushälterisch mit den Ressourcen des Landes umzugehen habe und dem „Endzweck“ der Regierungskunst, nämlich dem „gemeinen Wohlstand“, dem Gemeinwohl, verpflichtet sei. Seckendorff sieht – wie die Salzsieder von Reichenhall – eine Ressourcenkrise heraufziehen, nämlich eine „Verödung der Wälder“ und den damit „einreissenden“ Holzmangel. Sein Schlüsselwort zur Abwendung der Krise lautet „pfliglich“. „Die gehöltze pfliglich brauchen“ bedeutet in Seckendorffs „Fürstenstaat“, sie „also zu handhaben, daß solche eine beständige revenüe (= Ertrag) auf lange jahre geben.“ Es solle *„über den ertrag der höltzer nicht gegriffen, sondern eine immerwährende beständige holtz=nutzung dem Herrn und eine beharrliche feuerung, auch andere holtz=nothdurfft, dem lande, von jahren zu jahren, bey ihrer zeit, und künfftig den nachkommen bleiben“* (a.a.O., S. 471).

Auch hier: Die Ablehnung jeder Form von Übernutzung der Ressourcen verbindet sich mit dem Ziel des „immerwährenden, beständigen“, also „ewigen Waldes“ und der Stetigkeit der Holzversorgung. In barocker Sprache verkleidet erscheint hier der Gedanke der Verantwortung für die „Nachkommen“. Wir sprechen heute von Generationengerechtigkeit.

5.1 Die europäische Erfahrung

In jenen Jahren nach dem 30-jährigen Krieg griff die Angst vor einer drohenden Ressourcenkrise in weiten Teilen Europas um sich. Was heute unter Schlagworten wie „peak oil“, das drohende Versiegen des Öls, diskutiert wird, war damals der „prognosticirte Holzmangel“.

Der wachsende Bevölkerungsdruck, die dadurch in Gang gesetzte Umwandlung von Wald in Ackerland, die lang andauernde Übernutzung der standortnahen Wälder durch den Erzbergbau oder durch energiefressende Manufakturen wie z.B. Glashütten, Salinen und Schiffswerften führten zur Entwaldung ganzer europäischer Landstriche. Im Laufe des 17. Jahrhunderts verstärkte sich in den frühindustriellen Zentren und in den Hauptstädten Europas ein Krisen-diskurs, der sich latent bereits durch frühere geschichtliche Epochen auch anderer Kulturkreise, z. B. Japans, hindurchgezogen hatte. In einer langen Kette von Forstordnungen, Edikten, Pamphleten über den „einreissenden Holz-mangel“ bereitete sich die Begriffsbildung „Nachhaltigkeit“ vor. Im Fokus standen dabei nicht nur aktuelle Versorgungsengpässe, sondern vielmehr die Sorge um die „posterity“, die Nachwelt, modern ausgedrückt: die „future generations“ (Brundtland-Report).

1664 machte ein Buch des englischen Gartenplaners, Bienen-züchters, Höflings und Erfolgsautors John Evelyn (1620 – 1706) in England und sehr bald auch auf dem Kontinent Furore. Unter dem Titel „Sylva or a Discourse of Forest Trees“ (Evelyn, 1995) propagierte es die Wiederaufforstung des Landes. In England sorgte man sich insbesondere um den Schiffbau und das „hölzerne Bollwerk Britanniens“, die Marine. John Evelyn sah die Wälder des Landes als ein unerschöpfliches Magazin, aber nur wenn sie „with care“ (pfeglich) behandelt würden. Seine Formel dafür lautet: „Manage Woods discreetly“. Das heißt: Die Wälder gemäß ihrer jeweilige Eigenart behutsam managen. Evelyn ist überzeugt, dass der menschliche Geist der wilden Natur eine neue Ordnung geben könne und – nicht zuletzt im Interesse der nachfolgenden Generationen – geben müsse.

Seinen leidenschaftlichen Aufruf: „Let us arise and plant“ – erheben wir uns und pflanzen wir Bäume! – untermauert er mit zahlreichen Beispielen für gute Praxis aus ganz Europa.

Sein eindringlichstes Plädoyer – und das Leitmotiv seines Buches – gilt der Vorsorge für die posterity, die Nachwelt. Jede Generation – so zitiert er ein lateinisches Sprichwort – sei „non sibi soli natus“ – nicht für sich allein geboren. Sie ist vielmehr „born for posterity“ – für die Nachwelt, die nachfolgenden Generationen geboren. Seine eigenen Zeitgenossen aber, fügt er anklagend hinzu, seien offenbar „fruges consumere nati“ – geboren, um die Früchte der Erde zu konsumieren.

An dieser Stelle entwickelt Evelyn die Ethik einer vorausschauenden und verantwortlichen Gesellschaft:

„Man sollte kontinuierlich pflanzen, damit die Nachwelt Bäume hat, die geeignet sind, ihr zu dienen. Das aber ist unmöglich, wenn wir weiter so unsere Wälder zerstören, ohne an ihrer Stelle vorsorglich neue zu pflanzen, und ohne die Bäume, die wir tatsächlich abholzen nur mit großer Behutsamkeit und Rücksicht auf die Zukunft fällen“ (a.a.O., S. 298).

Zur selben Zeit trieb in Frankreich Jean Baptiste Colbert (1619 – 1683), der allmächtige Minister des Sonnenkönigs Ludwig XIV. seine „grande réformation des forêts“ voran. „La France perira faute de bois“ – Frankreich wird an Holzmangel zugrunde gehen. Mit diesem schrillen Alarmruf hatte er 1661 die Forstreform eingeleitet. Ihre wesentlichen Ziele: Die Einkünfte der Staatskasse aus den königlichen Forsten wiederherstellen; die Angst vor drohendem Holzmangel beseitigen; genügend Holz für den Schiffbau bereitstellen. Die übergeordnete Idee hatte der Sonnenkönig höchstpersönlich in einer handschriftlichen Notiz formuliert: „... il était nécessaire de faire un bon ménage des bois“ – für ein „gutes Management“ der Wälder sorgen.

5.2 Der Urtext

„Binnen wenig Jahren“, so heißt es in einem 1713 in Leipzig erschienenen Buch, sei „in Europa mehr Holtz abgetrieben worden / als in etzlichen seculis (= Jahrhunderten) erwachsen“ (Carlowitz 2013, S. 154). Das Ende dieser Entwicklung sei leicht vorauszusehen. Schon Melanchthon habe ein „Zorn-Gericht des grossen Gottes“ prophezeit, „dass nehmlich am Ende der Welt man an Holtze grosse Noth leiden werde“ (a.a.O., S. 160). Gegen den Raubbau am Wald setzt die „Sylvicultura oeconomica“ die eiserne Regel: Dass man mit dem Holz pfleglich umgehe.

Autor des Buches mit dem Titel „Sylvicultura oeconomica oder Anweisung zur wilden Baumzucht“ ist Hans Carl von Carlowitz, geboren 1645 auf Burg Rabenstein bei Chemnitz, gestorben 1714 in Freiberg. Im Jahr 1713, als sein Buch erscheint, amtiert er als Oberberghauptmann in Freiberg, der sächsischen Silberstadt in den Ausläufern des Erzgebirges, war also Top-Manager in einer der bedeutendsten Montanregionen Europas. Die Ressourcenkrise seiner Zeit und die Lösungsansätze hatte er als junger Mann auf seiner fünfjährigen Studienreise gründlich kennengelernt. Sie führte ihn von London bis Malta, von Stockholm und Paris nach Venedig quer durch Europa.

In seinem Buch beschreibt Carlowitz die Schlüsselrolle der Ressource Holz und betont, „daß das Holtz zur conservation des Menschen unentbehrlich sey“, da „keine Wirtschafft ... den Gebrauch des

Feuers und des Holzes entrathen könne“. Deswegen plädiert er für ein Bündel von praktischen Maßnahmen: Eine – modern ausgedrückt – Effizienzrevolution durch „Holzsparkünste“, z.B. die Verbesserung der Wärmedämmung beim Hausbau, die Verwendung von energiesparenden Schmelzöfen, Kachelöfen und Küchenherden; die planmä-

ABB. 1:
HANS CARL VON CARLOWITZ (1745–1764): MIT IHM BEGANN DIE KARRIERE
DES BEGRIFFS „NACHHALTIGKEIT“

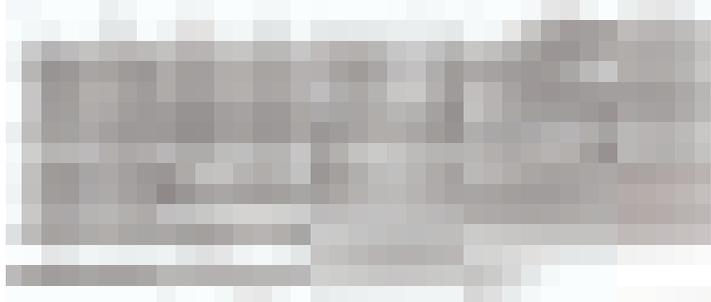


Quelle: Sammlung Grober

ßige Aufforstung durch das „Säen und Pflantzen der wilden Bäume“; die Suche nach „Surrogata“ für das Holz, z.B. Torf. Er empfiehlt also die Nutzung fossiler Energien zur Überbrückung von Zeiten des Holz-mangels – sozusagen als Brückentechnologie.

ABB. 2:

HANS CARL VON CARLOWITZ: DER URTEXT VON NACHHALTIGKEIT AUS DEM JAHR 1713



Quelle: Sammlung Grober

Aber dann entwickelt er eine überwölbende Idee, nämlich dass „die Nothdurfft (= Bedarf) und Consumtion des Holtzes“ sich im Rahmen dessen bewegen müsse, was der „Wald-Raum / zu zeugen und zu tragen vermag“ (a.a.O., S. 99). Carlowitz ist hier ganz nahe an der modernen englischen Fassung des Wortes nachhaltig. „Sustainable“, „able to sustain“, heißt wörtlich „tragfähig“. Dass man das Holz, das so wichtig sei wie das tägliche Brot, „mit Behutsamkeit“ nutze, sodass „eine Gleichheit zwischen An- und Zuwachs und dem Abtrieb des Holtzes erfolget“ und die Nutzung „immerwährend, continuirlich, und perpetuirlich“ stattfinden könne.

„Desßwegen sollen wir unsere oeconomie also und dahin einrichten / daß wir keinen Mangel daran leiden / und wo es abgetrieben ist / dahin trachten / wie an dessen Stelle junges wieder wachsen möge“ (a.a.O., S. 209).

Für dieses neue Denken scheint dem Autor das traditionelle Wort „pflöglich“ nicht präzise genug die langfristige zeitliche Kontinuität von Naturnutzung zum Ausdruck zu bringen. Er erörtert, *„wie eine sothane (= solche) Conservation und Anbau des Holtzes anzustellen, daß es eine continuirliche beständige und nachhaltige Nutzung gebe/weil es eine unentbehrliche Sache ist/ohne welche das Land in seinem Esse (= Existenz) nicht bleiben mag“* (a.a.O., S. 216).

In diesem Satz taucht zum ersten Mal – noch beiläufig und tastend – der neue Terminus auf. Ein zweiter, genauerer Blick auf diese zentrale Stelle lohnt sich.

Carlowitz spricht hier einerseits von der „Conservation“ des Holzes. Mit diesem Fremdwort greift er einen wichtigen Terminus aus der englischen und französischen Debatte auf. Es geht auch ihm um eine Nutzung, die so angelegt ist, dass sie zwar Holz erntet, aber den Wald bewahrt. Die Naturverjüngung durch den Anflug von Samen, so Carlowitz, muss durch künstlichen Anbau, also das Säen und Pflanzen von Bäumen unterstützt werden. Gemeint ist die Aufforstung oder Wiederaufforstung der „Blößen“ in den durch langen Raubbau zerstörten Wäldern.

Ziel von Conservation und Anbau ist die Nutzung, aber, und darauf kommt es ihm an, die langfristige, auf Dauer mögliche Nutzung. Um diesen Aspekt hervorzuheben und zu präzisieren, reiht Carlowitz nun drei in der Bedeutung eng verwandte Zeitbestimmungen aneinander: das Lehnwort aus dem Lateinischen „continuirlich“, das die Regelmäßigkeit und Dauerhaftigkeit der Prozesse signalisiert, das Attribut „beständig“, das die Vorstellung von zeitlicher Unbegrenztheit mit der von ortsgebundene Stabilität von Holznutzung verbindet, und schließlich „nachhaltend“. Mit diesem Wort wird die Vorstellung von zeitlicher Dauer und Stabilität („nach“ einem bestimmten Zeitpunkt immer noch „halten“) nuanciert durch die Vorstellung des Einteilens (etwas nachhalten oder vorhalten, damit haushalten) und Zurückhaltens für später, der sparsamen, haushälterischen Verwendung begrenzter Ressourcen. Eine weitere Nuance, die in diesem Wort mitschwingt, ist die Idee der Treuhänderschaft. „Tho trower handt naholden“ (zu treuer Hand nachhalten) war bereits eine feststehende Redewendung in der spätmittelalterlichen deutschen Rechtssprache. Sie bedeutete: Etwas für jemand anderen, für später, treuhänderisch aufbewahren und verwalten. Bereits in den Anfängen der Begriffsbildung erscheint „nachhalten“ als Ethik der Vorsorge für die Zukunft.

Das Partizip Präsens „nachhaltend“ signalisiert die Gleichzeitigkeit zweier Handlungen. Gemeint ist eine Handlung, nämlich die Nutzung, die durch ihren konkreten Verlauf darauf abzielt und tatsächlich aktiv bewirkt, dass etwas „nachhält“ und erhalten bleibt. Der verbale Ausdruck rückt das Handeln und das systemische Denken in den Fokus. Nachhaltig ist, was eine natürliche Ressource nutzt und dabei die Produktionskraft der Natur erhält, ihre Fähigkeit zur Regeneration,

zum „Nachwachsen“ schützt oder wiederherstellt.

Wir stoßen hier auf den ökologische Kern von Carlowitz' Nachhaltigkeitsbegriff: Die Natur ist „milde“ (= freigebig). Es ist eine „gütige Natur – mater natura“ – Mutter Natur. Carlowitz spricht vom „Wunder der Vegetation“, von der „lebendig machenden Krafft der Sonnen“, von dem „wundernswürdigen ernährenden Lebens = Geist“, den das Erdreich enthalte. Die Pflanze ist

„corpus animatum, ein belebter Körper ... welcher aus der Erde aufwächst/von selbiger seine Nahrung an sich zeucht (= zieht), sich vergrößert und vermehrt“ (a.a.O., S. 131).

Der Bäume äußerliche Gestalt steht für Carlowitz in einem Zusammenhang mit der „innerlichen Form, Signatur, Constellation des Himmels, darunter sie grünen“ und mit der „Matrix“, der Mutter Erde und deren natürlicher Wirkung. Die Natur ist „unsagbar schön“. Sie ist „nimmermehr zu ergünden“. Sie „hält den Menschen noch viele Dinge verborgen“. Aber wir können im Buch der Natur lesen und im Experiment erforschen, „wie die Natur spielet“ und „der sonderbaren Wunder-Wercke der Natur nachdenken“ (a.a.O., S. 148). Wir sprechen heute von „Biomasse“. Carlowitz' Naturbegriff hatte noch eine – möglicherweise von Spinoza inspirierte – spirituelle Dimension.

Und wie ist das ökonomische Denken angelegt? Der Ausgangspunkt ist die simple Feststellung: Der Mensch befindet sich nicht mehr im Garten Eden. Er kann nicht mehr alles der Natur überlassen. Er kann sich nicht darauf verlassen, daß die Natur einen immerwährenden Überfluß liefert. Er muss der „vegetation der Erden hierunter zur Hülffe kommen“, dabei aber niemals „wider die Natur“ handeln, sondern stets „mit ihr agiren“. Carlowitz zitiert die bis heute als Formel für Nachhaltigkeit herangezogene Stelle aus der Schöpfungsgeschichte des Alten Testaments: Das Gebot, „die Erde zu bebauen und zu bewahren“ (1. Mose 1, 2, 15) als Begründung für eine moralisch und ethisch fundierte Ökonomie.

5.3 Die Karriere eines Begriffs

Unter dem Schirm des Carlowitzschen Nachhaltigkeitsbegriffes entwickelte sich im 18. und 19. Jahrhundert ein Forstwesen, das sich sehr stark von den quantifizierenden Methoden der Zeit, von mathematischen und geometrischen Modellen leiten ließ. Doch eins war und ist für die Forstleute eiserne Regel: „Nicht mehr Holz fällen als nachwächst.“ Diese Faustregel hat es in sich. Sie erklärt das „Nachwachsen“ einer Ressource zum Maß, zum Maßstab, ja zur Voraussetzung ihrer Nutzung. Mit diesem Fokus auf das „Nachwachsen“ kommt die Fruchtbarkeit der Waldböden ins Spiel, die Bedeutung von

Artenvielfalt und Wasserhaushalt, die Wirkung von Licht und Photosynthese, die Zeitzyklen von Natur und Kosmos – mit einem Wort: die Ökologie. Die Formel beschreibt die Beziehung von Ökonomie (Holz fällen) und Ökologie (nachwachsen). Hier wird ein Maßstab verändert: Die Tragfähigkeit der Ökosysteme und nicht das Marktgesetz von Angebot und Nachfrage hat unseren Eingriff in den Haushalt der Natur zu bestimmen. In den historischen Anfängen erscheint Nachhaltigkeit zum einen als ein Kind der Krise, zum anderen als eine Strategie der Selbstbeschränkung.

Die klassische Definition forstlicher Nachhaltigkeit stammt von einem hessischen Forstmann. 1795 gibt Georg Ludwig Hartig ein Lehrbuch mit dem Titel „Anweisung zur Taxation der Forste oder zur Bestimmung des Holzertrags der Wälder“ heraus. Die zweiten Auflage, 1804 erschienen, enthält die vielzitierte Definition:

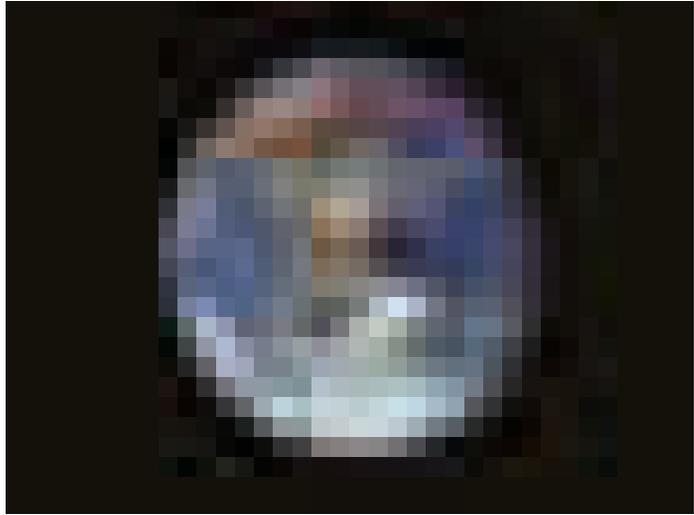
„Es läßt sich keine dauerhafte Forstwirtschaft denken und erwarten, wenn die Holzabgabe aus dem Wäldern nicht auf Nachhaltigkeit berechnet ist. Jede weise Forstdirektion muß daher die Waldungen des Staates... taxieren lassen und sie zwar so hoch als möglich, doch so zu benutzen suchen, daß die Nachkommenschaft wenigstens ebenso viel Vorteil daraus ziehen kann, als sich die jetzige Generation zu eignet“ (Hartig 1804, Vorwort).

Hartigs Bestimmung ist ein Echo auf das Carlowitzsche Erbe. Doch gleichzeitig eine erstaunliche Vorwegnahme der berühmten Nachhaltigkeits-Definition der Brundtland-Kommission von 1987.

So wurde „Nachhaltigkeit“ im 19. Jahrhundert weltweit zum forstlichen Leitbegriff. Ins Englische übersetzt mit „sustained yield forestry“, wurde er zur Blaupause unseres modernen Konzepts „sustainable development“. Nachhaltigkeit ist, könnte man sagen, ein Geschenk der deutschen Sprache an die Kulturen der Welt.

ABB. 3:

FOTO „BLUE MARBLE“ DES BLAUEN PLANETEN VON 1972



Quelle: NASA

„Der schönste Stern am Firmament“

6

1. IKONE BLAUER PLANET
2. GRENZEN DES WACHSTUMS
3. „SCHLÜSSEL ZUM ÜBERLEBEN DER MENSCHHEIT“
4. DEN GANG DER GESCHICHTE ÄNDERN

Ein kühner Zeitsprung in die Moderne und ein radikaler Wechsel der Perspektive: In den sechziger Jahren des 20. Jahrhunderts öffnete sich der Blick auf das globale Ganze. Zum ersten Mal in ihrer Geschichte sah die Menschheit das Bild der Erde aus dem All. Vor ihren Augen erschien ein in sich geschlossenes, nur vom Licht der Sonne

gespeistes Ökosystem: der blaue Planet. Das berühmteste dieser NASA-Fotos entstand im Dezember 1972 „aus einem tiefen Meer empor“ (vgl. zum folgenden Kelley 1989). Aufgenommen von der Besatzung des Raumschiffs Apollo 17 aus etwa 45.000 Kilometern Entfernung auf dem bis heute letzten bemannten Flug zum Mond. „Blue marble“ gilt als das meist reproduzierte Foto der Mediengeschichte – als Ikone unserer Epoche. Was verlieh dem Bild seine einzigartige Aura?

6.1 Ikone blauer Planet

Im Moment der Aufnahme steht die Sonne so direkt hinter dem Raumschiff, dass sie die Tagseite der Erde voll ausleuchtet. Der Planet schimmert blau, in der Farbe der Ozeane. Weiße Wolkenbänder ziehen in riesenhaften Wirbeln durch die Westwindzonen des afrikanischen Kontinents. Die Dynamik der großen Windsysteme wird sichtbar und lässt die zugrunde liegenden Kräfte, die Wirkung der ozeanischen Strömungen und die Macht der Erddrehung ahnen. Der Südpol ist der Sonne zugeneigt. Gletscher und Eisschelf der Antarktis liegen, von Zyklonen umkreist, blendend weiß im Sonnenlicht. Die lebenserhaltende Lufthülle der Erde wirkt transparent und hauchdünn, das grüne Pflanzenkleid wie ein zarter Flaum. Nur schwach dringt das Grün des tropischen Regenwaldgürtels hindurch. Tiefdruckgebiete wechseln mit Hochdruckzonen. Die Atmosphäre ist wolkenlos über der Sahara und dem Sahel im Norden und der Kalahari im Süden. Deutlich treten die warmen, erdigen, rot-gelb-braunen Farbtöne der Wüsten hervor. Nirgendwo wird ein Artefakt als Anzeichen menschlicher Existenz erkennbar. Es ist vielmehr die Biosphäre des Planeten, die ihn zu etwas ganz Besonderem macht. Wir sind Teil der Natur und abhängig von den natürlichen Lebensgrundlagen.

Drei Schlüsselwörter gehören untrennbar zur zeitgenössischen Deutung dieses Bildes: Die Augenzeugen, die Astronauten und Kosmonauten, sprachen von der „grenzenlosen Majestät“, die das „funkelnde blauweiße Juwel“ ausstrahle. Als eine zarte Sphäre, umkränzt von langsam wirbelnden Schleiern, steige die Erdkugel wie eine Perle „unergründlich und geheimnisvoll“ aus einem tiefen Meer empor. Schönheit ist das erste Schlüsselwort. Eugene Cernan, der Kommandant von Apollo 17, sah beim Blick zurück vom Mond den „schönsten Stern am Firmament.“

Der blaue Planet schwebt, sich um die eigene unsichtbare Achse drehend, in der Leere des unendlichen Alls. Sein Schwebезustand erhöht den Eindruck von völliger Einsamkeit. Die Augenzeugen berichten ferner von der zutiefst beunruhigenden „Schwärze des Welt-

raums“ und der kalten Pracht der Sterne. Nirgendwo sonst im All eine Spur von Leben. Nur eine Erde. Wir sind allein. Dieses „einsame, marmorierte winzige Etwas“, heißt es in einem Bericht, sei „unsere Heimat“, während wir durch das Sonnensystem reisten. Einzigartig wäre das zweite Schlüsselwort.

Aus dem Weltraum ist zu erkennen, dass alle Systeme auf der Erde miteinander verbunden sind.

Atmosphäre, Ozeane und Landmassen erzeugen zusammen die Biosphäre, den Raum des Lebens. Da rückt die hauchdünne Schicht, die allein das Leben auf dem blauen Planeten trägt, ins Blickfeld. Fragil – zerbrechlich, zart, verletzlich – ist das dritte Schlüsselwort bei der zeitgenössischen Deutung des grandiosen Bildes.

Der Ton von Staunen und Ehrfurcht, diese Haltung der Demut bei Menschen, die auf ihren Entdeckungsreisen ins All extremen persönlichen Mut bewiesen hatten, verknüpfte sich unlösbar mit den Fotos. Sie öffneten ein Fenster zur Ewigkeit. In dem Foto aus dem Kosmos sahen wir zum ersten Mal das Antlitz von Gaia – Mutter Erde. „Die Herausforderung an uns alle“, so Harrison Schmitt, der Fotograf von „blue marble“, ist es, „diese Heimat zu behüten und zu schützen. Gemeinsam. Als Menschen dieser Erde.“ Das kühne Abenteuer, das technische Wunder, das ästhetische Faszinosum bekamen in dieser modernen Saga eine ethische und spirituelle Dimension. Millionenfach reproduziert wurden die Bilder den Bewohnern des entstehenden globalen Dorfes zugänglich. Sie erforderte kein Wissen über Astronomie, Geographie oder Ökologie. Jeder und jede, auch jeder Analphabet, konnten sie betrachten, bestaunen, unmittelbar verstehen. Der Blick von außen auf den blauen Planeten erzeugte ein Wir-Gefühl, das nun nicht mehr nur auf einen Nahraum begrenzt war, sondern die ganze Erde einschloss. Schönheit, Einzigartigkeit, Zerbrechlichkeit der Erde – im Schoß dieser Anschauung und Vorstellung hat sich das moderne Konzept sustainable development / nachhaltige Entwicklung herauskristallisiert. Diese Vorstellungen, diese Bilder und Denkbilder gehören zum rationalen, emotionalen und spirituellen Kern von Nachhaltigkeit. Sie sind seine Matrix. Das Wort bedeutet ursprünglich: Gebärmutter.

6.2 Grenzen des Wachstums

„Wenn die gegenwärtigen Wachstumstrends ... unverändert weitergehen, werden die Grenzen des Wachstums auf diesem Planeten irgendwann innerhalb der nächsten 100 Jahre erreicht sein“ (Meadows 1972, S. 23).

Der prophetische Satz ist beinahe 40 Jahre alt. Formuliert hat ihn 1972, im Jahr der Apollo 17-Mission zum Mond, die damals 30-jährige amerikanische Biophysikerin und Öko-Bäuerin Donella Meadows. Was passiert, wenn wir die Grenzen des Wachstums permanent überschreiten? – Dann kommt es zum Kollaps. Was tun?

„Wir suchen nach einem Modell, das ein Weltsystem abbildet, das 1. nachhaltig (sustainable) ist ohne plötzlichen und unkontrollierbaren Kollaps; und 2. fähig ist, die materiellen Grundansprüche aller seiner Menschen zu befriedigen“ (a.a.O., S. 158).

Da ist das Wort! Sustainable – nachhaltig. Es kommt fast beiläufig daher. Aber es ist in einen ganz großen Rahmen gestellt. Es geht – wie in der Renaissance, wie in der Frühaufklärung – wieder ums Ganze: Um die Selbsterhaltung der menschlichen Gattung und die Bewohnbarkeit des Planeten. In dem „Bericht an den Club of Rome“ über die „Grenzen des Wachstums“ taucht das Wort „sustainable“ 1972 zum ersten Mal in seiner modernen Bedeutung auf.

Ein Forscher-Team an der US-Elite-Universität MIT (Massachusetts Institute of Technology) hatte sich zwei Jahre zuvor im Auftrag des „Club of Rome“, eines kleinen, international agierenden Netzwerkes von Visionären, an die Arbeit gemacht. Finanziert wurde die Arbeit von der deutschen VW-Stiftung. Das Team bestand aus 17 Leuten. Das Durchschnittsalter lag unter 30 Jahren. Zwölf Männer, fünf Frauen. Zehn Amerikaner, drei Deutsche, jeweils ein Türke, Iraner, Inder und Norweger. Gemäß den Vorgaben hatte die Gruppe um Denis und Donella Meadows und Jorgen Randers ihre Untersuchungen und Datensammlungen auf fünf Haupttrends fokussiert: Beschleunigte Industrialisierung; rasches Bevölkerungswachstum; verbreitete Unterernährung; Erschöpfung nichterneuerbarer Ressourcen; zunehmende Verschmutzung der Umwelt. In ihren Computer-Szenarien schrieb sie diese Trends in die Zukunft fort, extrapolierte aus den gegenwärtigen Trends zukünftige Zustände.

Die beunruhigende Botschaft des Welt-Modells aus dem Computer lautete nun: Auf allen diesen Feldern findet ein exponentielles Wachstum statt. Zwischen den einzelnen Feldern sind positive Rückkoppelungsschleifen – Teufelskreise – wirksam, welche die vorherrschenden Tendenzen noch weiter verstärken. Das Bevölkerungswachstum stimuliert die Erzeugung von Nahrungsmitteln und das industrielle Wachstum. Je stärker Produktion und Konsum und damit die Material- und Energieflüsse anschwellen, desto schneller schrumpfen die verfügbaren Ressourcenlager, desto rascher schwin-

det die Fähigkeit der Erde, Nahrung zu produzieren, desto enger werden die Endlager, welche die Abfälle absorbieren können.

Eine einfache Wahrheit kristallisiert sich heraus: Die Erde ist begrenzt. Damit ist eine Obergrenze für alle materiellen Wachstumsprozesse vorgegeben. Wo diese Schranken liegen, ist ungewiß. Sie sind flexibel. Durch neue technologische Entwicklungen beispielsweise können sie hinausgeschoben werden. Die Degradierung von immer mehr Ökosystemen dagegen senkt diese Schwelle. Sicher ist jedoch, dass diese Grenzen da sind und wirksam werden. Daraus ergeben sich zwei Alternativen des Handelns: Lernen, mit den Schranken zu leben, sich selbst beschränken und innerhalb der Tragfähigkeit bleiben, indem man vor Erreichen dieser Grenzen das Wachstum abbremst, die Belastungen zurückschraubt und einen Zustand des Gleichgewichts erreicht. Oder die Grenzen nicht akzeptieren, sie in der Hoffnung, sie immer weiter hinausschieben zu können, ignorieren und dann darüber „hinausschießen“ (overshoot). Die Folge wäre eine von der Natur auferlegte Beschränkung des Wachstums. Dieser Prozess aber verlaufe katastrophal, nämlich als Kollaps.

Das Modell beschreibt den Kollaps nicht. Die „period of overshoot“, die Periode der Grenzüberschreitung wird nicht weiter ausgemalt. In der nüchternen Sprache des Berichts ist von „plötzlichem und unkontrollierbarem Niedergang“ der gewohnten Lebensbedingungen die Rede. Statt ein Szenario von Naturkatastrophen, sozialen Verwerfungen, Hunger, Chaos, Genozid zu entwerfen, benennt der Bericht die wahrscheinlichsten Faktoren, die bei ungebremstem Wachstum den Kollaps auslösen würden: Die Erschöpfung der nicht-erneuerbaren Ressourcen; ein sprunghaftes Anwachsen der Bevölkerung und daraus resultierender Mangel an Nahrung; die abnehmende Kapazität der Erde, die Verschmutzung zu absorbieren. Die Belastung der Atmosphäre mit CO₂ ist noch ein Randthema. Die Verbrennung fossiler Energieträger müsse gebremst werden, so warnen die Autoren, bevor ein ernsthafter „ökologischer und klimatologischer Effekt“ einträte. Sie diskutieren, ob die damals noch relativ neue Atomenergie-Technologie dazu beitragen könne. Wohl kaum, ist die Antwort. Denn diese Technologie verschmutze die Umwelt mit ebenso gefährlichen Stoffen.

Der Kollaps sei – noch – nicht zwangsläufig. Noch gebe es die Möglichkeit des Umsteuerns. Das Ziel wäre die Stabilisierung von Bevölkerungszahl, industrieller und landwirtschaftlicher Produktion und Verschmutzung in einem „tragfähigen“ Bereich, ein dynamisches

Gleichgewicht, eine sorgfältig kontrollierte Balance zwischen den einzelnen Kräften. Ein solches Gleichgewicht sei mit technischen Lösungen allein nicht zu erreichen. Absolut notwendig sei die Kombination von technischen Lösungen mit einem grundlegenden Wertewandel in der Weltgesellschaft. Die Kulturen der Vergangenheit hätten sich im Kampf für die Erweiterung von Begrenzungen entwickelt. Nun gehe es darum, innerhalb der Grenzen ein weises Ressourcen-Management einzurichten. Und um die Fähigkeit, jede neue Idee in eine sichtbare Verbesserung von „Lebensqualität“ zu übersetzen. Das Wachstum der Zukunft verlagere sich auf das Feld des Immateriellen. Hier ist etwas Aufregendes passiert: In der Computersimulation am MIT erscheinen 1972 aufs Neue die Grundgedanken des Nachhaltigkeitsdenkens aller Epochen. Aber nun sind sie nicht mehr auf die unmittelbare Umgebung oder auf den Wald begrenzt, sondern erweitert auf unseren Umgang mit dem Planeten überhaupt. Es geht wiederum um die Bewahrung der Schöpfung und die Bewohnbarkeit des Ganzen. Das ist 1972 der Kontext für die Suche nach einem Weltsystem, das „nachhaltig“ (sustainable) ist. Wir stehen am Beginn einer neuen Stufe von Begriffsbildung und Bewusstwerdung. Ihr Gegenstand ist nicht mehr nur die Forstpolitik sondern die „Erdpolitik“ (Ernst Ulrich von Weizsäcker).

6.3 „Schlüssel zum Über- leben der Menschheit“

1987, 15 Jahre nach dem ikonischen Bild vom blauen Planeten und dem bahnbrechenden Bericht an den Club of Rome erschien der Brundtland-Report (Brundtland 1987). Er trug den programmatischen Titel „Our Common Future“ – unsere gemeinsame Zukunft – und war der Abschlußbericht einer UN-Kommission unter der Leitung der norwegischen Ministerpräsidentin Gro Harlem Brundtland. Er machte das Konzept „sustainable development“ zum neuen Leitbild der UN. Fünf Jahre später hat die Weltgemeinschaft es sich auf dem Erdgipfel in Rio de Janeiro endgültig zu Eigen gemacht.

Der Brundtland-Bericht beginnt wiederum mit einem Blick auf den blauen Planeten:

„In der Mitte des 20. Jahrhunderts sahen wir zum ersten Mal unseren Planeten aus dem Weltall ... Was wir aus dem All sehen, ist eine kleine und zerbrechliche Kugel, die nicht von menschlichen Aktivitäten und Bauwerken dominiert ist, sondern von einem Muster aus Wolken, Ozeanen, grüner Vegetation und Böden ... Die Unfähigkeit der Menschheit, ihr Verhalten diesem Muster anzupassen, verändert die planetarischen Systeme fundamental. Viele dieser Veränderungen sind begleitet von lebensbedrohlichen Gefahren. Diese neue Realität, der wir nicht entfliehen können, müssen wir erkennen und steuern“ (Brundtland 1987, S. 1).

In diesem Bericht findet man die klassische und seitdem ständig zitierte Bestimmung von „nachhaltiger Entwicklung“:

„Nachhaltig ist eine Entwicklung, welche die Bedürfnisse der gegenwärtigen Generation befriedigt, ohne die Möglichkeiten zukünftiger Generationen zu gefährden, ihre eigenen Bedürfnisse zu befriedigen“ (a.a.O., S. 43).

Der Brundtland-Report präzisiert diese Bestimmung gleich im Anschluss an diese Definition zweifach. Zum einen gehe es beim Schlüsselbegriff der „needs“ (Bedürfnisse) vor allem um „essential needs“, also um die „Grundbedürfnisse der Armen der Welt“. Diese hätten die oberste Priorität. Nachhaltige Entwicklung rückt damit in den Kontext der weltweiten Armutsbekämpfung und der Nord-Süd-Gerechtigkeit. Was brauchen wir wirklich? Zum zweiten betont der Bericht an dieser Stelle die Idee der Begrenzungen (idea of limitations). Nicht mehr Naturressourcen verbrauchen als sich regenerieren. Wie in der Faustformel der deutschen Forstleute wird die dauerhafte Tragfähigkeit der Ökosysteme zum Maßstab des Handelns. Technologie und soziale Organisation hätten diese Begrenzungen zu respektieren.

Der Brundtland-Bericht gab den Anstoß zum Erdgipfel von Rio. Dieser setzte eine große weltweite Suchbewegung in Gang. Das Wissen um die Begrenztheit der Ressourcen zum Konzept für die schöpferische Weiterentwicklung von Technologie und von sozialer Phantasie zu machen – das erschien jetzt genuin nachhaltig. Nachhaltigkeit als ein ganzheitlicher Entwurf zielt auf das große Ganze. Er verbindet die drei Dimensionen Ökologie, Ökonomie und Soziales organisch. Und zwar so eng, dass neue Muster des Produzierens und Konsumierens sichtbar werden. Muster, die mit der Tragfähigkeit der Ökosysteme und dem Zusammenhalt der Gesellschaft kompatibel sind. Also unseren ökologischen Fußabdruck und die Ungleichheit auf der Welt drastisch reduzieren. Im Prisma der Nachhaltigkeit erscheint eine andere Ökonomie. Nicht eine, die sich auf die Parole „let’s make money“ reduziert, sondern eine ressourcenleichtere, naturnahe, sozial-ethisch fundierte Ökonomie.

Ihr Leitbild Nachhaltigkeit hat die UN von 1987 bis heute immer wieder neu bekräftigt. Es hat alle Krisen, alle Konjunkturen, alle Rückschläge und faule Kompromisse überdauert. Den Rang des Konzepts im Denken der Weltgemeinschaft hat der frühere Vizepräsident des Internationalen Gerichtshofes, der sri-lankische Jurist Christopher G. Weeramantry, prägnant beschrieben:

„In an age in which we are denuding the resources of the planet as never before and endangering the very future of humanity, sustainability is the key to human survival“. (In einer Epoche, in der wir die Ressourcen des Planeten wie nie zuvor plündern und damit die Zukunft der Menschheit selbst gefährden, ist Nachhaltigkeit der Schlüssel zum Überleben der Menschheit) (Weeramantry 2008, VII).

ABB. 4:

GRO HARLEM BRUNDTLAND, DIE NORWEGISCHE POLITIKERIN: SIE LEITETE DIE BRUNDTLAND-KOMMISSION, DIE „NACHHALTIGE ENTWICKLUNG“ ZUM LEITBILD DER UN MACHTE



Quelle: Urheber ist „World Economic Forum“

Schlüssel zum Überleben der Menschheit! Gemeint ist nicht das „nackte“ Überleben, nicht ein „survivalism“ nach dem Motto „Rette sich wer kann“, sondern ein Überleben für alle. In Würde. In einer lebenswerten und gerecht gestalteten Welt.

**6.4
Den Gang der
Geschichte
ändern**

Im Jahr 2015 schien ein „historischer Durchbruch“ auf dem Weg zur Großen Transformation zum Greifen nahe. Ein Meilenstein war der Klimagipfel von Paris. Am Ende eines dramatischen Verhandlungsmarathons einigten sich an die 200 souveräne Staaten auf einen neuen Klimavertrag. Er soll die globale Klimaerwärmung auf „deutlich unter zwei Grad Celsius“ begrenzen. Das Abkommen erklärte dieses Ziel

für „bindend“. Schon kurz darauf hatten etliche Staaten den Vertrag ratifiziert. China und die USA folgten im Sommer 2016. Der neue US-Präsident Trump hat im Frühjahr 2017 den Rückzug aus dem Klimaabkommen angekündigt. Er stieß im eigenen Land und in der Weltgemeinschaft auf erbitterten Widerspruch. Das Ende dieses Konflikts ist noch offen.

ABB. 5:

DIE VIELZITIERTE DEFINITION VON NACHHALTIGER ENTWICKLUNG AUS DEM BRUNDTLAND-BERICHT VON 1987



Quelle: Sammlung Grober

Ebenfalls 2015 verabschiedeten 193 Mitgliedstaaten der UN die „Agenda 2030 für nachhaltige Entwicklung“ (siehe Agenda 2013/2015). Sie beschlossen 17 globale Nachhaltigkeitsziele. Diese reichen von der weltweiten Bekämpfung der Armut und der Gleichstellung der Geschlechter über die Durchsetzung nachhaltiger Muster von Produktion und Konsum bis hin zum Schutz der Meere, der Ökosysteme und der Artenvielfalt. Dieser „Aktionsplan“ der Weltgemeinschaft für die Zeit bis 2030 beruft sich auf die „Allgemeine Erklärung der Menschenrechte“ von 1948. Er beruft sich ebenso auf den Erdgipfel von Rio im Jahr 1992. Sichtbar werden die Konturen der „Transformation unserer Welt“. Wiederum erscheint die Idee der Nachhaltigkeit als ein zivilisatorischer Entwurf. Die Präambel der Agenda 2030 formuliert ihn so:

„Wir sind entschlossen, die Menschheit von der Tyrannei der Armut und der Not zu befreien und unseren Planeten zu heilen und zu schützen. Wir sind entschlossen, die kühnen und transformativen Schritte

zu unternehmen, die dringend notwendig sind, um die Welt auf den Pfad der Nachhaltigkeit und der Widerstandsfähigkeit zu bringen. Wir versprechen, auf dieser gemeinsamen Reise, die wir heute antreten, niemanden zurückzulassen“.

Unter sechs Stichworten formuliert die Präambel die Essenz der Agenda 2030:

„Wir sind entschlossen, Armut und Hunger in allen Formen und Dimensionen ein Ende zu setzen und sicherzustellen, dass alle Menschen ihr Potenzial in Würde und Gleichheit und in einer gesunden Umwelt voll entfalten können“.

STICHWORT PLANET:

„Wir sind entschlossen, den Planeten vor Schädigung zu schützen, unter anderem durch nachhaltigen Konsum und nachhaltige Produktion, die nachhaltige Bewirtschaftung seiner natürlichen Ressourcen und umgehende Maßnahmen gegen den Klimawandel, damit die Erde die Bedürfnisse der heutigen und der kommenden Generationen decken kann“.

STICHWORT WOHLSTAND:

„Wir sind entschlossen, dafür zu sorgen, dass alle Menschen ein von Wohlstand geprägtes und erfülltes Leben genießen können, und dass sich der wirtschaftliche, soziale und technische Fortschritt in Harmonie mit der Natur vollzieht“.

STICHWORT FRIEDEN:

„Wir sind entschlossen, friedliche, gerechte und inklusive Gesellschaften zu fördern, die frei von Furcht und Gewalt sind. Ohne Frieden kann es keine nachhaltige Entwicklung geben und ohne nachhaltige Entwicklung keinen Frieden“.

STICHWORT PARTNERSCHAFT:

„Wir sind entschlossen, die für die Umsetzung dieser Agenda benötigten Mittel durch eine mit neuem Leben erfüllte globale Partnerschaft für nachhaltige Entwicklung zu mobilisieren, die auf einem Geist verstärkter globaler Solidarität gründet, insbesondere auf die Bedürfnisse der Ärmsten und Schwächsten ausgerichtet ist und an der sich alle Menschen beteiligen“.

Durchbruch ist ein großes Wort. Der Durchbruch zu einer nachhaltigen Zukunft erscheint vielen nur als ein frommer Wunsch. Das Schicksal der Erde, so der weitgehende Konsens, hängt davon ab, wie schnell und wie umfassend die beschlossenen Maßnahmen in

die Praxis umgesetzt werden. Dem Durchbruch auf dem Papier müssen entscheidende Durchbrüche in der Politik und im wirklichen Leben folgen – global, in jedem Land, regional, vor Ort. In den Worten von Ban Ki-moon, der bis 2016 als Generalsekretär der UN amtierte: *„Wir könnten die erste Generation sein, der es gelingt, die Armut zu beseitigen, ebenso wie wir die letzte sein könnten, die die Chance hat, unseren Planeten zu retten... Wir haben eine Chance, eine reale Chance, hier und jetzt den Gang der Geschichte zu ändern“* (Ban Ki-moon 2015).

Ist es, so könnte man fragen, möglicherweise unsere letzte reale Chance?

ABB. 6:
DIE 17 ZIELE DER AGENDA 2030 FÜR NACHHALTIGE ENTWICKLUNG,
VERABSCHIEDET VON DER UN 2015



Quelle: http://www.bmz.de/de/ministerium/ziele/2030_agenda/index.html

Und jetzt? Kleines Plädoyer für ein gelasseneres Zukunftsdenken

7

Kopf hoch! Aufrecht gehen! Kaum etwas erscheint momentan so dringlich. Denn die Kette der Krisen reißt nicht ab: Erderwärmung, Artensterben, Finanzkollaps, Schuldenberge, scheiternde Staaten, Flüchtlingsdramen, fundamentalistischer Terror. Wir haben es mit multiplen Krisen zu tun. Die Krise, eigentlich ein Ausnahmezustand, ist zum Dauerzustand geworden. Hat der „Kollaps in Zeitlupe“ begonnen, der 1972 vom Club of Rome für die Mitte des 21. Jahrhunderts vorhergesagt wurde? Falls, ja, falls wir den Kurs nicht radikal ändern würden. Doch genau in dieser kritischen Situation ist die Gesellschaft – mehr oder weniger – von einer Art Schockstarre befallen. Die Kette von Hiobsbotschaften, Horrormeldungen und Katastrophenbildern, die uns gegenwärtig rund um die Uhr multimedial kommuniziert werden, tut uns nicht gut. Die Schockwellen lassen sich kaum noch abfangen. Die Anspannung nimmt zu. Die Vigilanz, die permanente Wachsamkeit und das Scannen der Wirklichkeit nach allen möglichen Bedrohungen verengen sich zum Tunnelblick. Die Wahrnehmung fokussiert sich auf die Probleme, ja oft sogar auf ein einziges Problem, das völlig unverhältnismäßig zu seiner tatsächlichen Bedeutung ins Rampenlicht gerückt wird. Es türmt sich auf. Es gibt scheinbar kein Entrinnen. Es gibt keine Alternative. Erstarrung und Lähmung führen zu Resignation und Rückzug oder zu Hass und Gewaltbereitschaft. Man fühlt sich machtlos und hilflos.

In dieser Lage suchen wir gleichsam nach einer Reset-Taste. Wir wollen es wieder so haben wie vorher. Wir wollen den Zustand wiederherstellen, wie er vor Beginn der Krise war. Das Pendel soll zurückschwingen. Doch das Lauern auf die Rückkehr des Bisherigen ist vergeblich. Die Reset-Taste funktioniert nicht. Wir verkennen nämlich das Wesen einer Krise. Das griechische Wort *krísis* bedeutet so viel wie „Entscheidung“. In der antiken Medizin bezeichnete es den Moment, in dem es sich entscheidet, ob der Patient stirbt – oder

gesundet. So gesehen stellt die Krise die Phase der Zuspitzung einer gefährlichen Entwicklung dar, in der diese einen entscheidenden Wendepunkt erreicht. Entweder führt sie zum Kollaps des alten Zustands oder zum Durchbruch eines neuen Paradigmas. Fest steht: Man kann nicht mit denselben Strategien aus der Krise herauskommen, welche die Krise verursacht haben (Einstein). Es geht hier gerade nicht um eine Pendelbewegung zurück. Die Krise zwingt dazu, hinter den Symptomen die Ursachen der Krankheit zu erkennen und diese zu überwinden.

Im Chinesischen setzt sich der Begriff *weiji* (Krise) aus zwei Wörtern und Schriftzeichen zusammen: *wei* (Gefahr) und *ji* (Gelegenheit). In jüngster Zeit wird das häufig umschrieben mit: aus der Krise gestärkt hervorgehen. Ja, aber was bedeutet das genau? Legen wir den Ausdruck auf die Goldwaage. Es kann nicht um ein „Weiter so“ mit den alten, durch einzelne Maßnahmen irgendwie robuster, „resilienter“ gemachten Mustern gehen. Die Pendelbewegung, das Nebeneinander, ein „sowohl als auch“ zwischen altem und neuem Paradigma führt nicht aus der Krise heraus. Die Stärkung besteht genau in dem Bruch mit den alten Mustern, der Adaption, Durchsetzung anderer, „nachhaltiger“ Denk- und Verhaltensmuster. In diesem Transformationsprozess vollzieht sich ein Wechsel des herrschenden Paradigmas. Ohne Krise, ohne Schockwellen ist er gar nicht möglich.

Hier nun zehn Punkte, die zu einem gelasseneren Zukunftsdenken ermutigen sollen:

- 1.** Eine Theorie der Unerschrockenheit angesichts der Krise findet sich im Werk des Dichters Friedrich Hölderlin. „Sei ein Mann, Bruder! Ich fürchte mich nicht vor dem, was zu fürchten ist, ich fürchte mich nur vor der Furcht. Sage das der lieben Mutter. Beruhige sie!“, schrieb Hölderlin 1796, während einer blutigen Invasion französischer Revolutionstruppen in die Gegenden an Rhein und Main. Ein paar Jahre später hat Hölderlin nachgelegt. 1802 beginnt er seine Hymne „*Patmos*“ mit den Versen „Nah ist / Und schwer zu fassen der Gott. / Wo aber Gefahr ist, wächst / Das Rettende auch“. Das ist dann zu einem geflügelten Wort geworden – und bis heute geblieben.
- 2.** „Angst essen Seele auf“. Der Titel des Films von Rainer Werner Fassbinder aus dem Jahr 1974 zitiert aus einem Dialog der beiden Hauptfiguren: Der marokkanische Gastarbeiter Ali kommuniziert mit diesem Satz seiner Frau, der an Depressionen leidenden

Münchener Putzfrau Emmi, ein Stück seiner Lebensphilosophie. „Bangemachen gilt nicht“ ist im Deutschen eine alte, schon Kindern geläufige Redensart. Sie knüpft nahtlos daran an.

3. „Keep calm and carry on“ ist eine Flaschenpost aus einer existenziellen Krise der Vergangenheit. Das britische Informationsministerium ließ 1939 ein Poster mit dieser Inschrift entwerfen und in kleiner Auflage drucken. Weiße Schrift auf rotem Grund, verziert mit der britischen Krone. Im Fall einer deutschen Invasion wollte man die Botschaft massenhaft verbreiten: „Bleibt ruhig und macht einfach weiter“. Wobei man „calm“ in diesem Kontext ruhigen Gewissens mit „gelassen“ übersetzen kann. Das Poster war lange verschollen. Zu Beginn des 21. Jahrhunderts tauchte es wieder auf und wurde vor dem Hintergrund von 9/11 und Finanzkrise weltweit „Kult“.
4. „In der Ruhe liegt die Kraft“ und „Geht nicht, gibt’s nicht“. Zwei Weisheiten, die aus der Umgangssprache der Industriearbeiter in die Ideenschmieden der Werbebranche gewandert sind. Beide Sprüche sind komplementär. Ruhe und Dynamik ergänzen sich zu einer Grundhaltung des gelassenen Optimismus. Man kann sie auch mit dem Terminus „Resilienz“ umschreiben.
5. Zukunft braucht Herkunft, aber keine Herkunfts-Mythen. Die verschiedenen Spielarten von angstbesetztem Denken – Verlustängste, Abstiegsängste, Zukunftsängste – machen anfällig für die Regression in Phantasien von vergangener Größe und Stärke: „Make America great again“ – darauf reduzierte sich die Botschaft Donald Trumps im US-Wahlkampf von 2016. In Deutschland geraten Parolen wie diese unwillkürlich in den Bann der Nazi-Ideologie. Sobald Pegida und andere damit zündeln, entsteht sofort eine unheimliche Nähe zu „Deutschland erwache“. Die religiös verbrämte islamistische Version: „Macht das Kalifat wieder stark“ entfesselt ähnlich atavistische Haltungen. Alle diese Fundamentalismen – meist von Angehörigen der superreichen Schicht in die Welt gesetzt – sind brandgefährlich. Sie beuten hemmungslos den gekränkten Narzissmus, den verletzten Stolz, die Allmachts-Phantasien der marginalisierten Schichten, der Globalisierungsverlierer, der vom Neoliberalismus Abgehängten aller Länder aus. Ihre Parolen kommen aus der Giftküche des zum Sozialdarwinismus pervertierten naturwissenschaftlichen Darwinismus. Sie zehren von dem alten Diskurs über die Schädlingsbekämpfung: „... muss weg“. Die „Geopolitik“ der Ausgerasteten

aller Couleurs taugt nur zu einem Zweck: Sich gegenseitig das Leben zur Hölle zu machen. No future.

- 6.** „Vor der Hacke isses duster“. Eine Weisheit aus der – fast verschwundenen – Arbeitswelt der Bergleute. Sie besagt nicht, dass die Zukunft düster ist. Sie will vielmehr sagen: Man weiß nie, ob man mit dem nächsten Hieb auf taubes Gestein oder auf eine reiche Erzader trifft. „Die Zukunft ist ein unbetretener Pfad“ (so der Astrophysiker und Zukunftsforscher Hans-Peter Dürr). Sie ist prinzipiell offen. Ständig ändern sich die Koordinaten. Wie es ausgeht, weiß man nicht. Prognosen sind schwarze Kunst. Sie sind Narrative. Meist handelt es sich um lineare Fortschreibungen der jeweils jüngsten Trends. Doch die Grenzen zwischen „Wunschdenken“ und „realistischem“ Denken, zu dem es angeblich „keine Alternative“ gibt, sind fließend. Was ist „realistisch“? Ist ein kontinuierliches Wachstum realistisch oder bloßes Wunschdenken? Ist das dynamische Gleichgewicht einer Postwachstums-gesellschaft „idealistisches“ Wunschdenken von Gutmenschen und Träumern? Oder nicht doch die realistischere Zukunftsvision? Dafür spricht: Die planetarischen Grenzen des Wachstums, die tipping points, die Punkte, wo es kippt, sind real. Mit Gaia, Mutter Erde, ist nicht zu spaßen.
- 7.** Verantwortung ist ein großes Wort. Es kommt aus der mittelalterlichen Rechtspflege. Du wirst eines bestimmten Vergehens angeklagt. Du antwortest, indem du dein Tun rechtfertigst oder ein Vergehen zugibst und die Konsequenzen auf dich nimmst. Du verantwortest dich. Was heißt Verantwortung im Kontext von Nachhaltigkeit? Wir antworten auf eine stumme, eine imaginierte und antizipierte Anklage der nachfolgenden Generationen. Was macht ihr da eigentlich! Wichtig scheint mir dabei, in der Rolle des Antwortenden zu bleiben, vor allem das jeweils eigene Verhalten zu reflektieren und nicht gleich den Part des Anklägers mit zu übernehmen und das Verhalten anderer an den Pranger zu stellen. Denn eine solche Doppelrolle überfordert uns. Niemand ist berufen, die Welt zu retten. „Durch Auferlegung einer allzugroßen – oder vielmehr – aller Verantwortung erdrückst du dich“ (Franz Kafka). Wie wäre es, wenn man auch die Verantwortung auf ein „menschliches Maß“ reduziert. Was jeder tun kann: „Keep the options open“, die „Optionen offen halten“ (Brundtland-Bericht). Und: Think globally, act locally – global denken, lokal handeln! Im Bewusstsein der globalen Herausforderungen im eigenen Umfeld, in den Nahräumen etwas kreieren und weitergeben, damit

„das gute Leben“ weitergehen kann und auf lange Sicht möglich sein wird. Gelassen und entschlossen.

8. Die lange Kette der nachfolgenden Generationen beginnt mit unseren Kindern und Enkeln. Sie sind unsere Kontaktpersonen zur Zukunft. Das bedeutet freilich nicht, den Jungen alle Verantwortung für die Zukunft aufzubürden. Kindheit muss ein geschützter Raum, ein Freiraum bleiben. Eine Zeit, in der man sich spielerisch ausprobieren kann, Spielräume und Experimentierfelder entdecken, über die Stränge schlagen, Grenzen erkunden darf. Nachhaltigkeit ist Teil der jeweiligen Erwachsenenkultur. In diesen Kontext sind Bildung und Erziehung einzubetten. Die erwachsene Generation muss der jungen sichtbar machen, was ihr wichtig ist. Sie darf aber nicht erwarten, dass diese das 1:1 umsetzt. Sie muss zulassen, dass die Jungen die Freiheit in Anspruch nehmen, eigene Erfahrungen zu machen und ihren Weg selbst zu wählen. „Weitergeben!“ Sein Können, seine Lebenserfahrung und seine Werte liebevoll, klug und gelassen an die jüngere Generation weiterzugeben. Darin bestehe der letzte Sinn in einem langen Leben. Eine neue, schöne Maxime in der Bildungspolitik: „Kein Kind zurücklassen!“.

9. „Die Gegenwart ist aufgeladen mit Vergangenheit – und geht schwanger mit der Zukunft“ (Leibniz). Nichts bleibt wie es ist. Was wird, taucht schon auf. Die Zukunft hat schon begonnen. Einen achtsamen Blick auf das richten, was geschieht, und dann das, was davon wünschenswerte Zukunft enthält, begleiten, fördern, zum Durchbruch verhelfen – ein solches Handeln wäre mit der Haltung der Gelassenheit kompatibel. „Leading from the emerging future“ nennt das der deutsch-amerikanische Zukunftsforscher Otto Scharmer. Seine Fragestellung: „ob es möglich ist, von einer im Entstehen begriffenen Zukunft zu lernen“ (Scharmer 2009). Zukunftsmöglichkeiten „wahrzunehmen und sich damit zu verbinden“, sei die große Herausforderung und Chance. Nicht in Lehren aus der Vergangenheit, nicht in abstrakten Zukunftsvisionen oder Utopien, sondern in der Realität des Hier und Heute sucht Scharmer „Akupunkturpunkte für die Transformation des Kapitalismus“.

Um es mit der alten, in vielen Kulturen der Welt verbreiteten Metapher auszudrücken: Die schimmernde Perle wächst in der harten, schwarzen, rauen Schale der Muschel heran. Wir wären gut beraten, unsere Aufmerksamkeit auf das Wachstum der Perle zu richten.

- 10.** No future? Unterhalten sich zwei Embryonen im Mutterleib. Fragt der eine: Du, was meinst du, gibt es ein Leben nach der Geburt? Antwortet der andere: Man weiß es nicht. Es ist noch niemand zurückgekommen.

LITERATURVERZEICHNIS

- Agenda 2030 (2015). Verfügbar unter <http://www.un.org/depts/german/gv-70/a70-I1.pdf>
- Ban Ki-moon (2015). Verfügbar unter <http://bmz.de/de/ministerium/zielew/2030-agenda/index.html>
- Brundtland-Bericht (1987). World Commission on Environment and Development, Our Common Future. Oxford / New York: Oxford University Press.
- Bülow, G. von (1962). *Die Sudwälder von Reichenhall*. München: Institut für Waldbau der Forstlichen Forschungsanstalt.
- Callahan, J. R. (2010). *Emerging biological threats: a reference guide*. Santa Barbara: Greenwood Press.
- Carlowitz, H.C von (1713, 2013). *Sylvicultura oeconomica oder Haußwirtschaftliche Nachricht und Natürmäßige Anweisung zur Wilden Baum-Zucht*. Hg. von Joachim Hamberger. München: oekom.
- Carson, R. (2012). *Der stumme Frühling*. Der Ökoklassiker mit einem Vorwort von Joachim Radkau. München: C.H. Beck.
- Charles, Prince of Wales (1994). Foreword to Pye-Smith, C., Feyerabend, G. B. (Hrsg.) *The Wealth of Communities. Stories of success in local environmental management*. London: Earthscan.
- Chatwin, B. (1990). *Traumfahre*. München, Wien: Carl Hanser.
- Chief Seattle, *Speech*. Verfügbar unter <http://www.synaptic.bc.ca/ejournal/seattle.htm>
- Diamond, J. (2011). *Kollaps – Warum Gesellschaften überleben oder untergehen*. Frankfurt am Main: Fischer.
- Evelyn, J. (1995). *Sylva, or a Discourse of Forest Trees an the Propagation of Timber*. In: *The Writings of John Evelyn*. Ed. by Guy de la Bédoyère. Woodbridge: Boydell Press.
- Franz von Assisi (1997). *Legenden und Laude*. Hrsg. v. Otto Karrer. 5. Auflage. Zürich: Manesse.
- Papst Franziskus (2015). *Laudato si. Die Umwelt-Enzyklika des Papstes*. Freiburg: Herder.
- Grober, U. (2006, 2011). *Vom Wandern. Neue Wege zu einer alten Kunst*. Frankfurt am Main: Zweitausendeins. Taschenbuchausgabe 2011 Reinbek: Rowohlt.
- Grober, U. (2010, 2013). *Die Entdeckung der Nachhaltigkeit. Kulturgeschichte eines Begriffs*. Taschenbuchausgabe 2013. München: Kunstmann.
- Grober, U. (2016). *Der leise Atem der Zukunft. Vom Aufstieg nachhaltiger Werte in Zeiten der Krise*. München: oekom.
- Hartig, G. L. (1804). *Anweisung zur Taxation der Forste*. 2. Aufl., Gießen: Georg Friedrich Heyer.
- Jonas, H. (2015). *Das Prinzip Verantwortung. Versuch einer Ethik für die technologische Zivilisation*. 5. Auflage der Ausgabe von 2003. Frankfurt am Main: Insel.
- Kelley, K. (1989) (Hg.). *Der Heimatplanet*. Frankfurt am Main: Zweitausendeins.
- Meadows, D. et al. (1972). *The Limits to Growth. A Report for the Club of Rome's Project on the Predicament of Mankind*. London: Earth Island.
- ÖIEW (Ökumenische Initiative Eine Welt e.V.) (2001): *Die Erd-Charta*. Diemelstadt: Selbstverlag. Verfügbar unter www.erdcharta.de
- Pfister, C. (Hrsg.) (1995). *Das 1950er Syndrom. Der Weg in die Konsumgesellschaft*. Bern/Stuttgart/Wien: Verlag Paul Haupt.
- Radkau, J. (2011). *Die Ära der Ökologie. Eine Weltgeschichte*. München: C.H. Beck.
- Scharmer, O. C. (2009). *Theorie U - Von der Zukunft her führen. Presencing als soziale Technik*. Heidelberg: Carl Auer Verlag.

Schweitzer, A. (2013). *Die Ehrfurcht vor dem Leben. Grundtexte aus fünf Jahrzehnten*. Hrsg. von Hans Walter Bähr. 10. Auflage. München: C.H. Beck.

Seckendorff, V. L. von (1972, 1737). *Teutscher Fürstenstaat*. Neudruck der Ausgabe Jena 1737. Aalen: Scientia.

Spinoza, B. (1982). *Die Ethik. Schriften und Briefe*. Hrsg. v. Friedrich Bülow. Stuttgart: Alfred Kröner.

Weeramantry, C. G. (2008). Vorwort zu Klaus Bosselmann, *The Principle of Sustainability*. Aldershot: Ashgate 2008.

ABBILDUNGSVERZEICHNIS

Abb. 1	Hans Carl von Carlowitz (1645–1714): Mit ihm begann die Karriere des Begriffs „Nachhaltigkeit“	S.30
Abb. 2	Hans Carl von Carlowitz: Der Urtext von Nachhaltigkeit aus dem Jahr 1713	S.31
Abb. 3	Das NASA Foto des blauen Planeten von 1972	S.35
Abb. 4	Gro Harlem Brundtland, die norwegische Politikerin: Sie leitete die Brundtland-Kommission, die ‚nachhaltige Entwicklung‘ zum Leitbild der UN machte	S.42
Abb. 5	Die vielzitierte Definition von nachhaltiger Entwicklung aus dem Brundtland-Bericht von 1987	S.43
Abb. 6	Die aktuellen Nachhaltigkeitsziele der UN, verabschiedet 2015	S.45

In der Schriftenreihe Nachhaltigkeit sind erhältlich:

- 1 Fair Trade – Ein Konzept nachhaltiger Entwicklung
von Michael von Hauff
- 2 Bildung für nachhaltige Entwicklung
von Gerd Michelsen und Daniel Fischer
- 3 Nachhaltiger Konsum
von Daniel Fischer und Michael von Hauff
- 4 Vom Wert der Nachhaltigkeit –
Traditionen und Visionen einer Leitidee
von Ulrich Grober

